KF
29119
NEDL TRANSFER
HN 2W4A 2

KF 29119

Bound
JUL 2 1909

Harvard College Library

FROM

Prof. Wm. James

Digitized by Google

WILHELM FLIESS

UND SEINE NACHENTDECKER: O. WEININGER UND H. SWOBODA

VON

RICHARD PFENNIG

EMIL GOLDSCHMIDT
BERLIN W. 62
1906

~~NH130.1~~

KF 29119

HARVARD COLLEGE
JAN 23 1903
LIBRARY.

Gift of
Prof. William James

Vor kurzem ist unter dem Titel „Der Ablauf des Lebens. Grundlegung zur exakten Biologie“ ein Buch von Wilhelm Fliess erschienen, das der Biologie ein völlig neues Antlitz zu geben berufen ist.

Denn es wird in ihm auf die exakteste Weise die bisher auch nicht einmal geahnte Tatsache nachgewiesen, dass alles Leben an das Vorhandensein zweier Substanzen gebunden ist: der männlichen, deren einfachster Verband genau 23, und der weiblichen, deren Einheit 28 Tage Lebenszeit besitzt. Und weil gar kein Leben möglich ist ohne das Vorhandensein beider Substanzen, von denen allein die Geschlechtscharaktere abhängen, so muss jeder Träger des Lebens dauernd doppelgeschlechtig sein. Die Betrachtung der Welt des Lebendigen zeigt denn auch, dass nicht nur, was man bereits wusste, die höher organisierten Lebewesen doppelgeschlechtlich angelegt sind, sondern dass alles Lebendige die Merkmale beider Geschlechter an sich trägt für die ganze Dauer seines in periodischen Schüben sich auf- und abbauenden Daseins. Also nicht um eine doppelgeschlechtliche Anlage handelt es sich, sondern um dauernde Doppelgeschlechtigkeit. Das Geschlecht, nicht das Geschlechtliche steht im Mittelpunkt der Frage.

Zuerst gefunden hat Fliess die 23- und 28tägige Periodizität des lebendigen Geschehens bei der Untersuchung der scheinbaren Unregelmässigkeit von Menstruationsdaten. Indem er diese Unregelmässigkeit mit Hilfe der beiden periodischen Reihen von 23 und 28 Tagen Intervall aufzulösen vermochte, erkannte er sogleich, dass die Periodizität sich nicht auf die menstruellen Vorgänge beschränkt, sondern allen Lebensvorgängen eigentümlich ist. In seinem ersten (Herbst 1896) er-

schienenen Buche „Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen. In ihrer biologischen Bedeutung dargestellt", Leipzig und Wien 1897, war es ihm bereits gelungen, die Gültigkeit derselben Periodizität auch für das Tier- und Pflanzenreich an einigen markanten Beispielen zu belegen und zuletzt sogar eine bekannte Grösse der Statistik, nämlich die obere Grenze des Zahlenverhältnisses für die Knaben- und Mädchengeburten, 1,21, auf die denkbar einfachste Weise als identisch mit dem Quotienten 28:23 aus seinem Periodengesetze abzuleiten. Damit war die Bahn betreten, auf der er nach 9jähriger unablässiger Arbeit dazu gelangte, in dem „Ablauf des Lebens" jene Reihe glänzender Resultate niederzulegen, kraft deren er seine Entdeckung, die ursprünglich nur den Charakter einer empirischen Hypothese gehabt hatte, zum Range einer rationellen Theorie erhob.

Die beiden durch Neuheit und Kühnheit gleich ausgezeichneten Fliessschen Gedanken der notwendig zwiefachen Periodizität und der dauernden Zweigeschlechtigkeit hängen ihrem Wesen nach mit einander aufs innigste zusammen: der eine folgt unmittelbar aus dem andern. Sie sind deshalb auch gleichzeitig von Fliess entdeckt. Denn mit dem Augenblick, wo er die oberste Grenze des Geburtsverhältnisses von Knaben und Mädchen durch 28:23 ausgedrückt sah, wusste er, dass das Bestehen beider Reihen bei Mann und Weib nur durch das Vorhandensein männlichen und weiblichen Stoffes bei jedwedem Lebewesen möglich sei. Aber gerade wegen der Untrennbarkeit dieser Ideen muss es doppelt wundernehmen, dass die beiden Gedanken, und zwar jeder besonders, in den Schriften zweier Wiener Autoren als selbständige Funde mitgeteilt werden; 1903 von dem 23jährigen Otto Weininger in seinem Buch „Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung" die Idee der dauernden Bisexualität, und 1904 von dem um 5 oder 6 Jahre älteren Hermann Swoboda in „Die Perioden des menschlichen Organismus in ihrer psychologischen und biologischen Bedeutung" diejenige der Periodizität.

Der erste nennt Fliess als Vorgänger nicht einmal, der zweite nennt ihn, was er gar nicht umgehen konnte, beansprucht

aber die volle Originalität der Mitentdeckung, zu der er auf einem ganz andern Wege gelangt sei.

Weininger und Swoboda waren die intimsten Freunde. Sie haben sich, wie wir dies ausführlich nachweisen werden, gemeinsam in fremdes Gut geteilt, zu dem sie durch eine dritte Persönlichkeit Zugang hatten. Diese Persönlichkeit ist der Wiener Professor der Neurologie Dr. Sigmund Freud, der lange Jahre mit Fliess freundschaftlich verkehrte und von dessen Forschungen bis in alle Details unterrichtet war.

Es ist mehr als die Verteidigung eines individuellen Eigentumsrechtes, was hier in Frage steht. Sonst hätte ich nicht Fliess, dessen Arbeiten ich seit Jahren kenne, gebeten, mir die Untersuchung des Plagiates zu überlassen. Die Geschichte des Wissens hat ein entschiedenes und berechtigtes Interesse daran, dass an dem Verhältnis der bei einer epochemachenden Entdeckung beteiligten Personen nichts unklar und unbestimmt bleibe. Denn auch Inhalt und Gestalt der Entdeckung hängen unlösbar mit der Seele des Entdeckers zusammen. Deshalb entsteht die unabweisbare Verpflichtung, die Berechtigung der angemeldeten Ansprüche auf das schärfste zu prüfen. Wir werden unsere Darstellung so kurz und prägnant als möglich fassen und uns bemühen, ohne viel Kommentar, nur die Tatsachen ihre eindrucksvolle Sprache reden zu lassen.

1. Weininger.

$23\frac{1}{2}$ Jahre alt, erschoss sich im Herbst 1903 in Beethovens Sterbehause zu Wien Otto Weininger in neurotischer Angst, „um nicht einen andern töten zu müssen". „Im Mittelpunkt seines Denkens", sagt der Herausgeber seiner nachgelassenen Schrift, „steht der Begriff der Schuld"; und in der Tat, um Verbrechen, Sühne, Strafe haben sich in seiner letzten Zeit alle seine Gedanken bewegt. Was auf dem Unglücklichen gelastet hat, wissen wir nicht; nur eine schwere Verfehlung kennen wir: er hat den biologischen Grundgedanken seines Hauptwerks Wilhelm Fliess entwendet, ohne den wahren Urheber zu nennen. Dies haben wir zu beweisen. Der Beweis wird aus innern Gründen und durch äussere Zeugnisse geführt werden.

Weiningers umfangreiches Buch besteht aus zwei Teilen, deren Missverhältnis sich schon äusserlich in ihrem Umfange ausdrückt. Von den 461 Seiten des Textes (wir zitieren nach der 1. Auflage) entfallen nämlich auf den ersten Teil mit dem Titel: „Die sexuelle Mannigfaltigkeit" nur 93 Seiten, auf den zweiten, „Die sexuellen Typen", also vier Fünftel des Ganzen. Weininger fühlt dies offenbar selbst, denn er bezeichnet den ersten auch als „vorbereitenden", den zweiten als „Haupt"teil. Aber durch die blosse Bezeichnung wird die auffallende Asymmetrie, um nicht zu sagen Disharmonie, in dem Plan des Werkes weder erklärt noch gerechtfertigt. Denn nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Gehalt nach sind beide Hauptabschnitte grundverschieden. Ruft doch der Verfasser selbst (S. 273, Fussnote) aus: „Wer hat nicht . . . in der Lektüre dieses Buches beim Übergang vom ersten zum zweiten

Teil das Gefühl, dass es sich in beiden um etwas ganz anderes handle! Dort um äusserliche, hier um innere Zusammenhänge."

Hören wir, wie er in der Vorrede (S. IXf.) sich über die Disposition seines Werkes auslässt: „Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: einen ersten, biologisch-psychologischen, und einen zweiten, psychologisch-philosophischen. Vielleicht wird mancher dafürhalten, dass ich aus dem Ganzen besser zwei Bücher hätte machen sollen, ein rein naturwissenschaftliches und ein rein introspektives. Allein ich musste von der Biologie mich befreien, um ganz Psychologe sein zu können ... gleichwohl erhebt dieser erste Teil in seiner Gänze den Anspruch auf eine Beachtung und Beurteilung seitens der Naturwissenschaft, was der zweite, mehr der inneren Erfahrung zugekehrte, nur an wenigen Stellen vermag . . ."

In der Tat ist der Abstand zwischen beiden Teilen ihrem Inhalt nach noch viel gewaltiger als hinsichtlich ihres Umfangs. In seiner Streitschrift „Geschlecht und Unbescheidenheit", Halle 1904, (S. 12) hat schon P. J. Möbius hervorgehoben, dass, während der erste Teil relativ nüchtern und geordnet ist, sich Weininger im zweiten ohne Bedenken seinem Redebedürfnisse überlässt. — Die „sexuelle Mannigfaltigkeit" geht aus von der Tatsache der bisexuellen Anlage des Menschen und aller Lebewesen überhaupt; je nach dem quantitativen Unterschiede in der Betonung des einen oder des andern Geschlechts gibt es verschiedene Grade des Männlichen, bzw. Weiblichen, und weiterhin die Reihe der sexuellen Zwischenstufen, welche durch sukzessive Übergänge von dem einen Geschlecht auf das andere hinüberleitet. Ausdrücklich wird erklärt, es sei nicht bloss von bisexueller Anlage die Rede, sondern von dauernder Doppelgeschlechtlichkeit; die Zwischenstufen bilden eine stetige Kette von dem männlichen, bzw. weiblichen Pol bis zu den „Mittelstufen", d. h. solchen Gebilden, die sich dem ausgeprägten Hermaphroditismus nähern. Für das Gesetz der sexuellen Anziehung ergibt sich hieraus unmittelbar, dass diese dann um so grösser werden muss, je mehr die Wirkung der entgegengesetzten Sexualitäten in zwei Individuen durch die (natürlich umgekehrt wirkende) Attraktion ihrer sexuellen Komplemente ergänzt und verstärkt wird. Alles dies wird in vielfach

sehr treffender Weise durch die Heranziehung der weibischen Männer und männischen Frauen, besonders der sogenannten emanzipierten, illustriert.

Im „zweiten oder Hauptteil“ zeichnet Weininger die „sexuellen Typen“ des Mannes und des Weibes und schwelgt bei dieser Charakterologie der Geschlechter nach physiologischen, psychologischen, logischen, ethischen, ästhetischen Gesichtspunkten in den hohlsten Schablonisierungen, Verzerrungen und Übertreibungen. Nur der Mann hat den „Willen zum Wert“, Urteil, Persönlichkeit, Phantasie, Genialität; das Weib als reines Geschlechtswesen hat kein Ich, ist seelenlos, schamlos, amoralisch, ja es ist die Schuld des Mannes, alogisch, es denkt in „Heniden“, es ist schliesslich gar nicht. Alles Grosse, Gute, Wahre, Schöne eignet dem Mann, aller Jammer, alle Erniedrigung und Unzulänglichkeit kommt auf den Anteil des Weibes; zuletzt wird die Möglichkeit seiner Rettung und Erlösung zugleich mit der der Menschheit ganz im Sinne der Schopenhauerschen Mystik durch die Unterdrückung der Sexualität in Aussicht genommen. In solche Unsinnigkeiten läuft die Betrachtung aus, die gesund und vielversprechend von einem nicht nur richtigen, sondern geradezu grundlegenden und höchst fruchtbaren Gedanken ausgegangen war! Wenn Strindberg*) von „Geschlecht und Charakter“ sagt: „Ein furchtbares Buch, das aber wahrscheinlich das schwerste aller Probleme gelöst hat“ und ausruft: „Ich buchstabierte, aber Weininger setzte zusammen. Voilà un homme!“ — so wollen wir ohne weiteres dieses Lob nur auf den ersten Teil beziehen.

Und ferner: wie wenig reichen doch, abgesehen von den ersten als Überleitung dienenden Blättern, die Gesichtspunkte des ersten Teils in den zweiten hinein, geschweige dass sie dort irgendwie massgebend oder orientierend hervorträten! Nur an ein paar Stellen besinnt sich der Verfasser darauf, dass es ja kein absolutes Weib gebe, da doch einem jeden etwas Männliches beigemischt sein müsse, dass also die Verdammung des Weibes vor diesen besseren Bestandteilen seines Wesens

*) s. F. Probst, Der Fall Otto Weininger. Eine psychiatrische Studie. Wiesbaden 1904. (Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens XXXI.) [S. 2.]

Halt zu machen habe, und hierdurch allein die Möglichkeit seiner Rettung und Läuterung absehbar sei. Lassen wir solche ganz flüchtige Erinnerungsspuren beiseite, so findet sich keine engere Beziehung, kein Zurückgreifen auf die grundlegenden Ausführungen der Vorbereitung. Ja, noch mehr! In der nachgelassenen Schrift des Dreiundzwanzigjährigen „Über die letzten Dinge“ ist meines Wissens von Bisexualität, sexueller Anziehung u. dgl. auch nicht die leiseste Spur mehr anzutreffen. Wie wenig müssen doch diese biologischen Tatsachen und Einsichten in letzter Instanz für ihn zu bedeuten gehabt haben, wenn sie schliesslich so ganz aus seinem Gesichtskreise entschwinden, dass er überhaupt kaum noch mit einem Worte darauf zurückkommt, während doch sonst an Wiederholungen in seinem Buch kein Mangel ist! Und doch hatte er selbst ausdrücklich auf die Neuheit seiner Auffassung hingewiesen (S. 10):

„Man achte wohl: hier ist nicht bloss von bisexueller Anlage die Rede, sondern von dauernder Doppelgeschlechtlichkeit. Und auch nicht bloss von den sexuellen Mittelstufen, (körperlichen oder psychischen) Zwittern, auf die bis heute aus naheliegenden Gründen alle ähnlichen Betrachtungen beschränkt sind. In dieser Form ist also der Gedanke durchaus neu . . .“

Wir behaupten: wäre dieses treffende Aperçu wirklich seines Geistes Kind, die Frucht seines ernstlichen Nachdenkens oder auch nur das Geschenk einer glücklichen Stunde, so würde es ihm nicht so vollkommen gelungen sein, „sich von der Biologie zu befreien, um ganz Psychologe sein zu können“! Nach unserer Auffassung von Psychologie ist es schlechterdings rätselhaft, wie jemand, der eine so glänzende Auffassungsgabe für biologische Grundverhältnisse bekundet hat, den Wunsch oder auch nur die Möglichkeit haben sollte, sich so gänzlich von aller wissenschaftlichen Naturauffassung zu „befreien“, um derartigem Wahn nachzugehen, wie ihn Weininger in seinem Hauptteil bietet. Offenbar hat er nicht weiter gewusst, und dann hat der Metaphysiker gänzlich vergessen, dass er sich zuerst als Physiker eingeführt hatte. Offenbar fehlte ihm die zureichende Einsicht von der fundamentalen Bedeutung

seiner angeblich eigenen Entdeckung, von der zentralen Stellung des Bisexualitätsgedankens für die gesamte Biologie. Nachdem er für die Gesetze der sexuellen Anziehung und die Psychologie der emanzipierten Frauen seine Schlussfolgerungen gezogen hat, versagt die wissenschaftliche Intuition durchaus. Der Gedanke bleibt fortan völlig unbeachtet und unfruchtbar. Wie nahe lag z. B. die Anwendung auf die Organisation des Künstlers! Wo bleibt bei diesen vollkommen verfehlten Ausführungen, wonach dem Genie der höchste Grad von Männlichkeit zukommen soll, die verhältnismässige Frische, der natürliche Takt des vorbereitenden Teils?

Das Rätsel löst sich leicht, wenn wir die Rolle des positiven biologischen Forschers, trotz aller Materialanhäufung in den Zusätzen und Nachweisen, als die Weininger nicht gemässe und natürliche erkennen, wohl aber die des psychologischen Metaphysikers. Den von ihm selbst formulierten Gegensatz zwischen äusserlichen und inneren Zusammenhängen in den beiden Teilen seines Buchs akzeptieren wir mit der Massgabe, dass der Hauptteil in der Tat aus dem Innersten des Verfassers erwachsen ist, während der andere unverkennbar nur in äusserlichem Zusammenhang mit seinem Sein und Wesen steht, zu ihm nur von aussen gelangt sein kann. Woher mag ihm aber die Idee der Bisexualität gekommen sein?

Ehe wir seine Beziehungen zu Fliess darlegen, haben wir noch die Ansprüche eines Dritten zu prüfen, welcher seinerseits unsern Autor der stillschweigenden Entlehnung seiner Gedanken bezichtigt. Möbius unterzog Weiningers Buch bald nach seinem Erscheinen einer Besprechung im Augustheft 1903 der Schmidtschen Jahrbücher und sagte darin: „Die meisten Gedanken über die Eigenart der Geschlechter, die der Vf. vorbringt, stehen schon in den Schriften des Ref., ja auch der Titel ist einer Titelreihe des Ref. nachgeahmt . . . Man kann von einem jungen Manne nicht lauter eigene Gedanken verlangen, und wenn er die Gedanken systematisch vorträgt, so ist es auch ein Verdienst. Wenn aber ein Schriftsteller, nur um nicht als Plagiarius zu erscheinen, seine Vorgänger verunglimpft, so hört der Spass auf und das Strafbare beginnt . . .“

In „Geschlecht und Unbescheidenheit“, wo er gleich am Eingang diese Rezension reproduziert, erklärt er vorher, er habe beim Lesen des Buchs eine recht unangenehme Empfindung gehabt, als ob er in einen Vexierspiegel sähe und sein eigenes Bild ins Unförmliche verzerrt erblickte. Der Verfasser trüge ungefähr das vor, was er vorgetragen habe, aber mit unerträglichen Übertreibungen und allerhand unerfreulichen Zusätzen.

Hiergegen hat Weininger in einem längeren Briefe protestiert; und in der Tat, trotz aller Hochachtung, die wir dem geistvollen Verfasser vom „physiologischen Schwachsinn des Weibes“, und der vielfachen Zustimmung, die wir seiner Kritik des uns beschäftigenden Buches entgegenbringen, vermögen wir seiner Auffasssung der Sachlage doch nicht uneingeschränkt beizupflichten. Ohne Zweifel ist Weininger von jener Schrift, wie auch von „Geschlecht und Entartung“, die er nach seiner eigenen Mitteilung an Möbius vor Augen gehabt hat, beeinflusst worden; aber er hat daraus doch nur den Nutzen gezogen, welcher aus einer Lektüre zu erwachsen pflegt, die mit der eigenen bereits fixierten Anschauung in Einklang steht. Wiewohl bei einem Vielleser sich schliesslich manche Wendung als eine — bewusste oder unbewusste — Entlehnung herausstellen kann, so ist es doch vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass er Möbius nicht einmal bei der Wahl des Titels kopiert hat. Denn, wie sein Apologet E. Lucka*) mitteilt, ist erst auf den Rat des Herrn Professors F. Jodl in Wien der ursprüngliche Titel „Eros und Psyche“ mit dem gegenwärtigen vertauscht worden.

Wir meinen, dass für seine Herabsetzung des Weibes ihm in erster Linie Schopenhauer den Anstoss gegeben hat, an dessen Philosophie es eben der krankhafte und minderwertige Bestandteil, nämlich der mystische war, der ihn anzog. So ehrenvoll es also für den Leipziger Neurologen ist, von jenem für „hausbacken“ erklärt zu werden, so wenig hat Möbius recht, wenn er ihm unterstellt, er habe ihn geplündert und obendrein verunglimpft. Dieses in Plagiatsfällen sonst recht häufige Zu-

*) „Otto Weininger. Sein Werk und seine Persönlichkeit.“ Wien und Leipzig 1905. (S. 120.)

sammentreffen fand in bezug auf ihn darum nicht statt, weil er eben gar nicht von Weininger plagiiert worden ist. Möbius gibt selbst zu, dass jener über sein uraltes und tausendfach behandeltes und variiertes Thema nicht habe lauter Neues bringen können: dazu konnte ihm aus Philosophen, Dichtern, Pädagogen und Anthropologen ohne Zahl, kurz aus tausend Quellen Antifeministisches zuströmen! Ist es nun wahrscheinlich, dass ein junger Autor bei seinem Debüt an einem in der wissenschaftlichen Welt hochangesehenen Schriftsteller dergestalt zum Plagiator wird, dass er seine gelesenste Schrift, die teils um ihres Gegenstandes, teils um dessen vorzüglicher Darstellung willen in aller Händen ist, ausschreibt und ihren Verfasser dazu noch mit offener Geringschätzung behandelt? Erscheint es überhaupt denkbar, dass ein solches Vorgehen irgendwie Erfolg haben könne?

Betrachten wir die Hauptpunkte, bezüglich deren sich Möbius seinen Vorgängern gegenüber ein Verdienst zuschreibt. Es könnte nur das sein, sagt er (S. 9), „zum ersten Male eine ‚prinzipielle' Bearbeitung gegeben zu haben. Ich habe nicht auf einzelne Mängel oder Fehler des Weibes hingewiesen, sondern ich habe gezeigt, dass auf allen Gebieten, mit Ausnahme e i n e s, die Gehirnleistungen des Weibes beträchtlich geringer sind als die des Mannes. Ich habe das damit begründet, dass das Weib ganz und gar Geschlechtswesen ist, und ich habe das teleologische Prinzip zum Führer gewählt . . . Nur als Mutter hat das Weib einen Vorzug vor dem Manne . . . Aus diesen Aufstellungen habe ich mit mehr Entschiedenheit als meine Vorgänger praktische Folgerungen gezogen. Für neu halte ich ferner den Nachweis des zu dem angeborenen hinzutretenden erworbenen physiologischen Schwachsinnes und die Darlegung, dass d i e T a l e n t e d e r M ä d c h e n m ä n n l i c h e s e k u n d ä r e G e s c h l e c h t s m e r k m a l e s i n d, d. h. d a s s d i e u n g e w ö h n l i c h b e g a b t e n M ä d c h e n e i n e M i s c h u n g w e i b l i c h e r m i t m ä n n l i c h e r A r t d a r s t e l l e n."

Für die Konstruktion eines Weiningerschen Plagiats könnten also mit Sicherheit nur die beiden als neu bezeichneten Punkte in Betracht kommen, und da der Beschuldigte von der überaus charakteristischen Wendung vom „physiologischen Schwachsinn"

sich nichts angeeignet hat, so ist die Entscheidung der Schuldfrage allein an den letzten Punkt, die Rechenschaft von der Vermischung der Geschlechtsmerkmale, gebunden. Möbius hat diesen Spezialgedanken gewiss, ohne an irgend jemand anzuknüpfen, also völlig selbständig ausgesprochen, und er hat deshalb ein Recht, ihn als sein Eigentum zu reklamieren. Den weit umfassenderen aber und grundlegenden, dass alles Lebendige für die ganze Dauer seines Daseins aus einer Mischung von männlich und weiblich besteht, hat Möbius nie ausgesprochen — teilt ihn vielleicht nicht einmal. Wir werden beweisen, dass Weininger ihn von Wilhelm Fliess entlehnt hat.

Zuvörderst gilt es, sich darüber klar zu werden, welche Rolle die Tatsache des gleichzeitigen Auftretens beider Geschlechtscharaktere bei Möbius, und welche sie bei Fliess spielt. Hierbei springt ohne weiteres ein gewaltiger Unterschied in die Augen. Bei Möbius wird diese Tatsache wohl beachtet und mit andern als Erklärungsgrund kombiniert; aber er reiht sie den übrigen ein, welche zum Bereich des Abnormen gehören.

Bei Fliess hingegen wird sie prinzipiell, für das Normale sowohl wie für das Krankhafte, der ganzen Betrachtung zugrunde gelegt; sie steht im Mittelpunkt der Theorie; auf sie und nur auf sie wird immer und immer wieder zur Erklärung biologischer, psychologischer, ethischer, ästhetischer, kurz aller Zusammenhänge zurückgegriffen, welche für menschliche Betätigung in Betracht kommen. Dieser Gegensatz aber muss für unsere Beurteilung durchaus ausschlaggebend sein. Nicht darauf kommt es an, dass ein charakteristischer Bestandteil der Weiningerschen Biologie sich schon an gewissen Stellen bei Möbius finde, sondern darauf, dass dieser nur eine Teilfolgerung aus dem Kern- und Fundamentalsatz des Fliessschen Systems ist, welches, wenn auch als solches noch nicht im Druck veröffentlicht, doch in seinen Hauptzügen schon vor Möbius in dem Grundwerk von 1897 genugsam erkennbar vorlag und — darauf komme ich später zurück — übrigens in einer mündlichen Tradition, zu welcher Weininger in den nächsten Beziehungen stand, vollkommen ausgeprägt zugänglich war. Möbius hat zwar den Vorsprung in der Veröffentlichung ein-

zelner Beobachtungen, aber darum noch nicht die Priorität der Entdeckung voraus: denn es ist notorisch, dass die umfassende Erledigung des Problems, welche der „Ablauf des Lebens“ bringt, schon längst und mit allen ihren Folgerungen vor dem Erscheinen des „physiologischen Schwachsinns“ erreicht und im Fliessschen Freundeskreise bekannt war.

Auch die Entwendungschancen zu veranschlagen wollen wir nicht vergessen. Bei Möbius oder bei sonst jemandem (denn auch Möbius könnten schliesslich Konkurrenten recht wohl entgangen sein) hätte Weininger sich erst suchend und kritisch prüfend umtun müssen, bis er fand, was er brauchte; bei Fliess hatte er nur nötig zuzugreifen. Fügen wir nun noch hinzu, dass der letztere weitern Kreisen so gut wie gänzlich unbekannt war, so haben wir sicherlich zwei Hauptmomente genannt, die — ganz objektiv gesprochen — ihm für Plagiierungszwecke einen entschiedenen Vorrang vor jenem sichern mussten.

Sehen wir jetzt zu, ob, wo und wie Weininger von Fliess offen Notiz nimmt. Dass er ihn da nicht nennt, wo er ihn stillschweigend benutzt, wird ja niemanden wundernehmen; kriminalpsychologisch wäre es also zunächst interessant, zuzusehen, wie er sich anstellt, wo er ihn wirklich zitiert. Und das muss er: wenn er ihn bei der Bisexualität verschweigt, bei der Periodizität, auf die er nämlich auch zu sprechen kommt, muss er ihn nennen. Denn die Nachweisung, und zwar eine zahlenmässig genaue Nachweisung periodischen Lebens bei Mann und Weib, ist etwas, was zwar auch von andern, z. B. Havelock Ellis, versprochen, einzig und allein aber von Wilhelm Fliess geleistet worden ist. Wer also jetzt auch immer von den Perioden des organischen Lebens spricht, kann schlechterdings um die Nennung dieses Namens nicht herumkommen. Da ist es denn für unsern Autor bezeichnend, dass er Fliess im Text überhaupt nirgends nennt, sondern sich dazu erst in den am Schlusse des Buchs zusammengehäuften Zusätzen und Nachweisen bequemt, in deren Wust (sie machen schier ein Viertel des Buches aus) der Name so gut wie verschüttet ist. Zu dem Ende verfährt er in seinem 5. Kapitel, S. 64—66 so, dass er in höchst verworrener Weise über „Schwankungen der sexuellen Charakteristik“ hin- und herredet. Er teilt sie ein

in regelmässige und unregelmässige. Die ersteren sind entweder kleine Oszillationen, wenn jemand z. B. täglich zwischen dem Manne und dem Weibe in ihm hin- und herschwankt; „oder sie gehören in das Reich der grösseren und grossen Perioden des organischen Lebens, auf die man kaum erst aufmerksam zu werden begonnen hat, und deren Erforschung Licht auf eine noch gar nicht absehbare Menge von Phänomenen werfen zu sollen scheint". Das Vorbild zu dieser etwas dunkeln und offenbar recht unfruchtbaren Betrachtung ist augenscheinlich die ebenso einleuchtende wie folgenreiche Fliesssche Lehre, dass im Lauf der biologischen Entwicklung, wie besonders beim Wachstum des Kindes zu verfolgen ist, bald die männlichen, bald die weiblichen Schübe mehr hervortreten, und demgemäss der Gesamtcharakter des Individuums von Periode zu Periode Änderungen erfahren muss. Zur Illustrierung des Abstandes zwischen dem echten und dem Pseudo-Biologen erscheint es zweckmässig, an dieser Stelle den Schlusssatz Weiningers herzusetzen: „Die Bisexualität wird sich nicht in einem einzigen Augenblicke, sondern kann sich psychologisch nur im Nacheinander offenbaren, ob nun diese Differenz der sexuellen Charakteristik in der Zeit dem Gesetz einer Periodizität gehorche oder nicht, ob die Schwingung nach der Seite des einen Geschlechtes hin eine andere Amplitude habe als die Schwingung nach dem anderen Geschlecht hin, oder ob der männliche dem weiblichen Schwingungsbauche gleich sei (was durchaus nicht der Fall zu sein braucht, im Gegenteil nur ein Fall unter unzähligen gleich möglichen ist)."

Solchen Galimathias schreibt jemand, der nunmehr in der Anmerkung (S. 499) von der Höhe seines philosophischen Standpunktes sich folgendermassen über Fliess vernehmen lässt: „Über die Peridiozität im menschlichen, und zwar auch im männlichen Leben, sowie in allen biologischen Dingen findet sich das Interessanteste und Anregendste in einem Buche, dessen auch sonst ungeschickt gewählter Titel über diesen Inhalt nichts vermuten lässt, bei Wilhelm Fliess, die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen ... einer ungemein originellen Schrift, der eine historische Berühmtheit gerade dann sicher sein dürfte, wenn die Forschung

einmal weit über sie hinausgelangen sollte. Einstweilen sind die höchst merkwürdigen Dinge, die Fliess entdeckt hat, noch bezeichnend wenig beachtet worden."

Da diese Stelle meines Wissens die einzige ist, wo Weininger sich unter ausdrücklicher Namensnennung mit Fliess beschäftigt und ein wohl erwogenes, auch im Ausdruck genau abgemessenes Urteil über ihn abgibt, so verdienen diese Worte unsere volle Aufmerksamkeit. Da fällt zunächst trotz aller scheinbaren Anerkennung eine gewisse Schärfe des Tones auf, der geradezu sauersüss genannt werden kann. Der jugendliche Autor, der sonst seine Lesefrüchte auch aus herzlich unbedeutenden, ja nichts weniger als ernst zu nehmenden Schriften im ganzen ohne viel Kritik aneinander zu reihen pflegt, zeigt hier eine gewisse Nervosität, oder, um gleich den richtigen Ausdruck zu gebrauchen, eine unverkennbare Feindseligkeit. Dass er Fliess Originalität zuspricht und bescheinigt, er habe höchst merkwürdige Dinge entdeckt, geschieht doch offenbar nur, weil er nicht anders konnte: denn das ist doch nun einmal wirklich so und lässt sich schlechterdings nicht in Abrede stellen. Um so köstlicher bricht dann sein Übelwollen durch, wenn er ihm eine „historische Berühmtheit" gerade dann zusichern zu dürfen glaubt, „wenn die Forschung einmal weit über ihn hinausgelangen sollte."

Hinter diesen gewundenen Worten verbirgt sich, wie Fliess wohl richtig erkannt hat, nicht mehr und nicht weniger als der neurotische Wunsch, ihn tot zu sehen; die Hauptsache freilich, auf die es ankommt, können wir alle bemerken, ohne wahrlich grosse Seelenkündiger zu sein: in wie grosser Verlegenheit nämlich Weininger sich im tiefsten Grunde der Periodentheorie gegenüber befindet. Unsicherheit im Urteil ist es, die ganz unverkennbar aus seinen grossen Worten spricht. Trotz oder vielmehr gerade wegen seiner einem offensichtlichen Konkurrenzbestreben erwachsenen Perioden in den „Schwankungen der sexuellen Charakteristik" getraute er sich nicht, zu dem 23- und 28 tägigen Intervall unzweideutige Stellung zu nehmen. Ja, nicht einmal mit seiner Kritik des Fliessschen Buches wagt er originell zu sein, sondern läuft damit, sowohl was Form wie Inhalt anlangt, einfach hinter

v. **Bunge** her! Dieser sagt in seiner Physiologie (Bd. 1, S. 339, Fussnote): „Der unglücklich gewählte Titel hat gewiss viele vom Lesen dieses originellen und interessanten Buches abgehalten.“ Weininger hat „interessant“ und „anregend“; aber aus dem „unglücklich gewählten Titel“ wird bei ihm ein ungeschickt gewählter!

Was ist denn Weiningers M und W, Arrhenoplasma und Thelyplasma (Teil 1, Kap. 1, 2) anderes als eine prätentiösere Verkleidung dessen, was Fliess männliche und weibliche Substanz nennt? In der Bildung dieser Ausdrücke lehnt er sich offenbar an Brandts „Arrhenoidie“ und „Thelyidie“ in dessen bekannter, übrigens in den „Zusätzen“ zitierter Arbeit über die sog. Hahnenfedrigkeit bei Vögeln an (Zeitschr. f. wiss. Zool. 48, 1889). — Auch schliesst Kap. 2 mit einem überaus charakteristischen Anklang. Es lohnt sich, die Stelle herzusetzen (S. 30):

„Wie Morphologie, Physiologie und Entwicklungsmechanik, so ist auch eine vergleichende Pathologie der sexuellen Typen vorderhand ein Desiderat. Freilich wird man hier wie dort aus der Statistik gewisse Schlüsse ziehen dürfen. Wenn diese erweist, dass eine Krankheit beim „weiblichen Geschlechte“ sehr erheblich häufiger sich findet als beim „männlichen“, so wird man hiernach im allgemeinen die Annahme wagen dürfen, sie sei eine dem Thelyplasma eigentümliche, „idiopathische“ Affektion. So dürfte z. B. Myxödem eine Krankheit von W sein; Hydrokele ist naturgemäss eine Krankheit von M.“

Nun ist gerade der myxödematöse Typus, derselbe, der schon am Ende des Buchs über Nase und Geschlechtsorgane eine so eingehende Kennzeichnung erfährt, zugleich derjenige, der in der Fliessschen Lehre von den Organtypen eine hervorragende Rolle spielt. Und welches spezifisch männliche Pendant wird dem Myxödem gegenüber gestellt? Nicht etwa die Hämophilie oder die Pseudohypertrophie der Muskeln, die beide wesentlich bei Männern vorkommen, nein, sondern die Hydrokele, eine Krankheit der männlichen Sexualorgane! Diese Niaiserie ist Weininger untergelaufen, nicht etwa nur, weil ihm ein passenderes Beispiel im Augenblick nicht zur Hand war,

sondern weil er offenbar das, was er vorträgt, nicht verstanden hatte. Er kann nicht das Geschlechtliche vom Geschlechtigen trennen. Verständlich wird das Ganze nur, wenn man sich die Lehre von Fliess vor Augen hält, dass es keine Krankheit ausschliesslich bei einem Geschlecht geben kann, da vermöge unserer bisexuellen Natur vielmehr jede Krankheit, wenn auch in noch so geringem Prozentsatz*), stets auch bei dem andern vorkommen muss, Myxödem z. B. auch bei Männern. Freilich geschieht dies selten und nur bei femininen Naturen. Aber mit dem an sich widersinnigen Beispiel konnte sich nur jemand blossstellen, der keine Ahnung von den wahren Gegensätzen hatte, und der den erhaschten Brocken nicht hatte verdauen können!

Unser grösstes Interesse haftet an den Gesetzen der sexuellen Attraktion im 3. Kapitel, mit welchen der Höhepunkt des 1. Teils und somit des ganzen Buches erreicht wird. Daselbst geht der Verfasser nun so vor, dass er an Stelle von Fliess, der „naturgemäss" beiseite bleibt, gleich am Eingang von einem Philosophen spricht, der dieses Naturgesetz einmal geahnt habe. Wie uns die Zusätze belehren, ist das kein andrer als Schopenhauer; neben der „Metaphysik der Geschlechtsliebe" wird dann noch eine Stelle aus Molls Untersuchungen über die Libido sexualis zitiert. Also gleich zwei Vorgänger, und doch ist der richtige nicht darunter!

„Beide Stellen", heisst es S. 489, „waren mir unbekannt, als ich (Anfang 1901) dieses Gesetz als erster gefunden zu haben glaubte, so eng sich meine Darstellung speziell mit der Schopenhauers sachlich, ja manchmal wörtlich berührt."

Nun ist es auffällig, mit welcher Beflissenheit er — auch einem Schopenhauer gegenüber — die Selbständigkeit seiner Entdeckung durch Fixierung des Zeitpunkts zu wahren sich bemüht. Denn wie wenig wahrscheinlich alles dies in sich ist, hat schon Möbius vollkommen überzeugend in „Geschlecht und Unbescheidenheit", S. 11, ausgeführt. Die Kapitel Schopen-

*) Die biologische Grösse dieses Prozentsatzes hat Fliess in dem Kapitel über die Beteiligung der Geschlechter an Krankheiten zum ersten Male entwickelt. Die Verhältnisse sind dabei so einfach, wie die pythagoreischen Zahlen für die harmonischen Töne!

hauers über die Geschlechtsliebe seien das erste, was ein junger Mann von dem Philosophen kennen zu lernen pflege, und selbstverständlich habe sie auch Weininger gekannt, aber als er schrieb, habe er die Gedanken, die Erinnerungen waren, für eigene Eingebungen gehalten.

So einleuchtend und naheliegend Möbius' Auffassung erscheint, wir sehen die Sache noch etwas anders an und sind geneigt, der Datierung Weiningers, nach allem, was wir von ihm wissen, noch eine tiefere Absicht unterzulegen. Verhielte es sich nämlich in der Tat so, dass die „Gesetze der sexuellen Anziehung" im ganzen oder doch in wesentlichen Stücken schon bei Schopenhauer ständen, so wäre es doch wunderbar, dass die Welt so verhältnismässig lange, vom Erscheinen der „Metaphysik der Geschlechtsliebe" bis auf „Geschlecht und Charakter" hat warten müssen, bis ihr alle diese Dinge auseinandergesetzt wurden: Schopenhauer ist doch schon Dezennien Gemeingut der Gebildeten! Warum hat nicht schon längst ein anderer diese Erkenntnis aus ihm herausgeschält? Die Sache liegt eben in der Tat ganz anders; denn die Gesetze der sexuellen Anziehung bei Weininger decken sich gar nicht mit dem, was Schopenhauer sagt. In der von jenem zitierten Stelle wird ausgeführt, dass Mannheit und Weiblichkeit unzählige Grade zulassen, und dass zur Neutralisation zweier Individualitäten durch einander, zur Ergänzung des Typus der Menschheit im neu zu erzeugenden Individuo, als auf dessen Beschaffenheit immer alles hinausläuft, demzufolge erfordert ist, dass der bestimmte Grad seiner Mannheit dem bestimmten Grade ihrer Weiblichkeit genau entspreche, damit beide Einseitigkeiten einander gerade aufheben. Demnach wird der männlichste Mann das weiblichste Weib suchen und vice versa, und ebenso jedes Individuum das ihm im Grade der Geschlechtlichkeit entsprechende.

Was hätte, fragen wir nun, Weininger von Schopenhauer profitiert, gesetzt, er hätte ihn schon vor Anfang 1901 zu Gesicht bekommen? Dass es verschiedene Abstufungen des Männlichen und des Weiblichen gibt? Aber brauchte er wirklich dazu unumgänglich den 2. Band der „Welt als Wille und Vorstellung", konnte er diese doch recht naheliegende Einsicht,

2*

mehr oder minder deutlich ausgesprochen, nicht in vielen andern Büchern finden, die er selbst anführt, z. B. in der Literatur über den Hermaphroditismus? Worauf diese Abstufungen beruhen, darauf kommt es an! Und wie steht es mit der Lehre von der sexuellen Attraktion? Hierbei verbindet ihn, es ist wahr, mit Schopenhauer der Gesichtspunkt einer gewissen gegenseitigen Ergänzung in der Organisation der sich anziehenden Individuen: aber ist nicht diese Schematisierung so allgemein, dass sie in jeder derartigen Theorie, die nicht auf sich selber verzichten wollte, wiederkehren muss? In welchem Sinne, zu welchem Zweck diese Ergänzung erfolge, das ist die Frage; und hierin besteht, sollten wir doch meinen, zwischen Weininger und seinem vermeintlichen Vorgänger ein ganz gewaltiger Unterschied. Schopenhauer postuliert einen Typus der Gattung, d. h. der Menschheit, dem sich möglichst zu nähern das zu Erzeugende ein um so stärkeres Bestreben hat, je vollkommener und spezieller die Erzeuger einander entsprechen. Bei Weininger spielt die Rücksicht auf die kommende Generation gar keine Rolle; nach ihm trachten immer ein ganzer Mann (M) und ein ganzes Weib (W) zusammen zu kommen, wenn auch auf die zwei verschiedenen Individuen in jedem einzelnen Fall in verschiedenem Verhältnisse verteilt. M und W repräsentieren ein Quantum, keinen Typus.

Es ist für unsern Zweck nicht unwichtig, einen Augenblick bei diesem Gegensatz zu verweilen. Schopenhauer gebührt zweifellos das grosse Verdienst, das Thema der Geschlechtsliebe zuerst „ohne übersinnliche Seifenblasen“, d. h. wissenschaftlich, behandelt zu haben. Mit seinem durchdringenden Blick hat er wenigstens in den allgemeinsten Zügen das Gesetzmässige der in Frage kommenden Erscheinungen aufgefasst. Die metaphysischen Gesichtspunkte, die er in seine Darstellung vermöge der ihn leitenden Grundansicht hineingetragen hat, haben bei der Fülle der feinen und treffenden Beobachtungen, dem Schwung, der Klarheit und Kraft seiner Darstellung den Gesamtcharakter seiner Leistung nur wenig beeinträchtigen können, so dass die „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ zu seinen gelungensten Essays gehört. Freilich, mehr als sehr allgemeine Gesichtspunkte dürfen wir bei ihm nicht suchen: fragen wir,

welches denn der Typus der Gattung sei, dem sich alles zu Erzeugende zu nähern strebe, so muss er uns die Antwort schuldig bleiben, da es eine metaphysische Wesenheit von solcher Allgemeinheit nicht gibt noch geben kann. Bei Weininger oder vielmehr seinem Urbild hingegen ist ein bedeutender wissenschaftlicher Fortschritt vollzogen, insofern einmal an die Stelle der bisher fälschlich einheitlich aufgefassten Geschlechtskraft des Individuums ihre beiden nach wechselndem Verhältnis wirkenden Komponenten gesetzt werden, und ferner die Betrachtung nicht mehr an einer nebelhaften Qualität haftet, sondern sich zu quantitativen Abmessungen von verhältnismässiger Bestimmtheit erhebt. Dass dieser Gedanke von seinem Entlehner durch nichtigen Formelkram und solche überexakte Plumpheit verunziert ist, wie z. B. dass zur sexuellen Vereinigung immer ein *ganzer* Mann und ein *ganzes* Weib, beide auf zwei Personen verteilt, zusammen zu kommen trachten — das kann seiner Bedeutung keinen Eintrag tun. Von Schopenhauer, der bloss mit dem Gattungstypus operiert, aber von der biologischen Bedeutung des sexuellen Mischungsverhältnisses nichts weiss, hätte Weininger, allem seinem Zitieren zum Trotz, den obigen Gesichtspunkt nie übernehmen können; er hat ihn aus der *Fliessschen* Tradition. *Die Zeitangabe seiner vermeintlichen Entdeckung (Anfang 1901)*) hat also gar keine Beziehung auf Schopenhauer; sie ist dazu bestimmt, ihn bei etwaigen Prioritäts-Reklamationen seitens Fliess zu decken.*

Was nun die Vorgängerschaft von *Moll* angeht, so ist dieselbe überhaupt nicht ernst zu nehmen. Auch soll Schopenhauer nach Weiningers eigenem Dafürhalten eine weit vollere Einsicht in die Sache vertreten. In der Tat ist es uns unmöglich, in der angeführten Stelle, wonach zwischen dem typischen männlichen und typischen weiblichen Geschlechtstrieb alle möglichen Übergänge sich finden, eine Vorwegnahme

---

*) Merkwürdig ist, dass auch Freud (in seinem zweiten unten wiedergegebenen Briefe) irrtümlicherweise erst seit 1901 Fliess als Autor der Bisexualitäts-Idee gelten lassen will. In Wahrheit hatte sie ihm Fliess schon Frühling 1897 vorgetragen, als der kaum 17jährige Weininger noch Gymnasiast war (s. unten).

des Weiningerschen, d. h. Fliessschen Aperçus anzuerkennen. Wenn derartiges Zitieren überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es nur der sein, das Bemühen kenntlich zu machen, dass lieber jedweder andere vorgeschoben, nur nicht der wahre Urheber des Gedankens genannt werde.

Jetzt noch ein Wort über Weiningers mathematische Formeln in diesem 3. Kapitel. Kann es etwas Überflüssigeres, Nichtssagenderes und Anspruchsvolleres geben als jenes Gebilde (S. 44) für die Stärke der sexuellen Affinität, welches offenbar seines Schöpfers ganzer Stolz ist? Er, der hinterher mit einem Zitat aus Kant vor der Eitelkeit auf das „mathematische Gepränge" warnt, ist doch in demselben Atem eitel genug, mit dem Gedanken eventueller Differentiationen zu spielen! Dass er sich vor den mit mathematischem Formelwesen nicht Vertrauten damit ein Air geben will, ist ja klar, und ebensosehr, dass er gerade damit seinen Mangel an echter mathematischer Befähigung in der unzweideutigsten Weise blossstellt. Aber, fragen wir nun weiter, war es wirklich nur diese unreife Eitelkeit, die ihn bewog, mathematische Zeichen wie f(t) da einzuführen, wo sie den in Worten ausgedrückten Sachverhalt auch nicht um ein Tüttelchen genauer herausheben? Was bewog ihn, gerade die Gesetze der sexuellen Anziehung mit dieser missbräuchlichen analytischen Einkleidung heimzusuchen, aber von der Periodenrechnung, für die doch mathematische Behandlung einen guten Sinn hat, sich weislich fernzuhalten? Der Grund ist der, dass er sich durch die an sich wertlosen und überflüssigen Zutaten Eigentumsrechte an einem Felde zu sichern gedachte, auf dem er ein Fremder war, und zu dessen Erschliessung er nicht das geringste beigetragen hatte. Es waltete in ihm die geheime Absicht, durch vermeintliche Meliorierungsversuche, so gut sie ihm eben möglich waren, sich einen Besitztitel zu schaffen, wenn etwa derjenige, der vermöge älterer Okkupation und besserer Rechte der wahre Herr des Terrains war, seine Ansprüche geltend machen sollte.

Summa: Weininger nennt Fliess nur beiläufig und an einer versteckten Stelle, und zwar für den Gedanken der Periodizität, der, weil für seinen Schöpfer allzu charakteristisch, stillschweigende Entlehnung schlechterdings

nicht zulässt, trotzdem aber mit einer originell sein sollenden Verschnörkelung nicht verschont wird. Er nennt ihn da, wo er Fliess' andern, für die eigenen Zwecke fast ausschliesslich in Betracht kommenden Hauptgedanken, den der Bisexualität, in aller Breite als Originalentdeckung vorträgt, nicht nur nicht, sondern schiebt, in absichtlich irreführender Weise, den Namen Schopenhauers (und Molls, von dem wir ohne weiteres absehen) als eines von ihm angeblich erst zu spät als solchen erkannten Vorgängers vor.

Nachdem wir so die inneren Beziehungen von „Geschlecht und Charakter" zu dem Fliessschen Gedankenkreise blossgelegt haben, haben wir nunmehr davon Rechenschaft zu geben, wie Weininger dazu kam, auf den Berliner Arzt aufmerksam zu werden, und sich Ideen anzueignen, die erst in den allgemeinsten Grundzügen veröffentlicht vorlagen, und deren selbständige Weiterentwicklung die eigenen Fähigkeiten durchaus überstiegen hätte. Wir haben zu erklären, was es mit der mündlichen Tradition auf sich hat, aus der er schöpfte, um mit einem Schlage nun auch die äusseren Fäden sichtbar zu machen, welche ihn mit Fliess verknüpfen. Herr Professor Sigmund Freud in Wien war lange Zeit Wilhelm Fliess' intimster Freund, dem er ohne jede Zurückhaltung, mit dem vollsten Vertrauen alle seine Gedanken, Arbeiten und Pläne mitteilte — brieflich und in persönlichen Zusammenkünften, die regelmässig mindestens einmal in jedem Jahre stattzufinden pflegten. Von diesem innigen Verkehr enthalten die Schriften Freuds selbst die unzweideutigsten Beweise, denn sie sind voll von Anspielungen auf Fliess und seine bahnbrechenden Ideen. Zu wie vielen Beispielen hat F., wie er meistens genannt wird, den Stoff geliefert!

Nun ergibt sich, wenn wir von allen anderen Quellen absehen und uns allein an die Bücher unserer Wiener Autoren halten, dass beide, Weininger wie Swoboda, ausser durch räumliche Nähe, noch durch andere Beziehungen sowohl mit Freud als auch untereinander verknüpft sein müssen. Weininger, vor dessen Augen doch nichts so leicht Gnade findet, nennt Freud mit Achtung, Swoboda aber, den er ausdrücklich (S. 124) als

Freund bezeichnet, nicht weniger als dreimal, zuletzt (S. 514) mit sehr starkem Lobe; Swoboda zitiert Freud ebenfalls, und Weiningers Kapitel über die sexuelle Anziehung am Ende seines Buchs, auf der drittletzten Seite, wo dergleichen Anführungen doch ein ganz besonderes Gewicht zu haben pflegen!

Wir meinen, diese Zusammenhänge genügen, in Verbindung mit dem beigebrachten Material, jedem, der sehen will und unserer Darstellung ohne Vorurteil gefolgt ist, den Gedanken nahe zu legen, dass die Übermittelung des Fliessschen Gedankenguts nach Wien auf Freud zurückgeht. Wir fügen, um den Kreis unserer Beweisführung zu schliessen, ein argumentum e silentio hinzu. Dasselbe besteht darin, dass sich in „Geschlecht und Charakter" nur solche Anschauungen und Einsichten finden, die Fliess schon im Jahre 1900 besass, keine einzige jüngeren Datums. Nun war es im Sommer 1900 das letztemal, dass er mit Freud auf längere Zeit persönlich zusammengetroffen ist und wissenschaftlichen Gedankenaustausch gepflogen hat; seither hat dieser Verkehr aufgehört und einem nur gelegentlichen, seltener und seltener werdenden Briefwechsel ausschliesslich persönlichen Inhalts Platz gemacht. Alles, was wir bei Weininger für Fliess in Anspruch genommen haben: die männliche und weibliche Substanz, und zwar in jeder Zelle, gemäss der Bisexualität alles Lebendigen, die Störungen und Verschiebungen des normalen Mischungsverhältnisses bei einzelnen Individuen, die Charakterisierung der weibischen Männer und männischen Weiber an sich und in ihren gegenseitigen sexuellen Beziehungen — über alle diese Einsichten verfügte Fliess längst und hat sie in der Zeit von 1897 bis 1900 alljährlich eingehend mit Freud durchgesprochen. 1900 in Innsbruck war noch von der männlichen und weiblichen Substanz und ihrer Quantitätsbestimmung durch die Zahl ihrer Lebenstage die Rede. Von allen Errungenschaften nach 1900 weiss Weininger nichts. Mit dem Aufhören von Freuds intimeren Beziehungen zu Fliess war für unsern Metaphysiker die Quelle biologischer Forschung endgültig verschüttet. Übrigens, wenn man bei Lucka (S. 18) liest, er vermöge auf diesem Gebiete nicht zu entscheiden, was seines Freundes Weininger Eigentum sei, was er aus dem

vorhandenen Schatz des Wissens entlehnt habe, so hat es fast den Anschein, als habe man sich im Weiningerschen Kreise damit abgefunden, das Biologische nötigenfalls preiszugeben. Dem Plagiator selbst ist, beinahe möchten wir es glauben, vor einer künftigen Quellenuntersuchung an seinem Buche manchmal bange gewesen. Denn im Anfang des Hauptteils (S. 122), nachdem er das Biologische hinter sich gelassen, spricht er viel von Vorgedanken und Klärung durch Vorgänger und druckt in den Zusätzen S. 511/2 jene Stelle aus Kant ab, die, auch von Lucka übernommen, am Ende gar an unsere Adresse gerichtet ist:

„Die, so niemals selbst denken, besitzen dennoch die Scharfsichtigkeit, alles, nachdem es ihnen gezeigt worden, in demjenigen, was sonst schon gesagt worden, aufzufinden, wo es doch vorher niemand entdecken konnte."

Bei Plagiatsnachweisungen muss man sich meist mit einem mehr oder minder hohen Grade von Wahrscheinlichkeit begnügen; nur in seltenen Fällen, zu denen aber glücklicherweise der unsere gehört, lässt sich die Sache zur Evidenz bringen. Wir legen schliesslich den Beweis vor, welcher die Zustimmung auch des widerwilligen Lesers erzwingt: das Eingeständnis Freuds selbst, die Auslieferung der Fliessschen Gedanken an Weininger verschuldet zu haben. Ich veröffentliche zu dem Ende die Briefe, worin Fliess, nachdem er von Weiningers Buch Kenntnis erhalten, Freud um Aufklärung ersucht hat, und aus den Antworten des letzteren die einschlägigen Stellen. Indem ich die Verpflichtung anerkenne, von der Veröffentlichung alles dessen abzusehen, was nicht unbedingt durch meinen Zweck erfordert wird, der einzig und allein der ist, das gegen Fliess verübte Unrecht ins rechte Licht zu setzen, kann ich mich andrerseits der Notwendigkeit nicht entziehen, persönliche Rücksichten, so weit sie mir die Erreichung dieses Ziels unmöglich machen würden, beiseite zu lassen.

Welcher Art waren die Beziehungen zwischen Freud und Weininger? Nun, Swoboda ist ein Schüler Freuds, wie dieser nach anfänglichem Bestreiten selbst zugibt; und Swoboda und Weininger waren die intimsten

Freunde. Weiningers Buch hat, wie wir gleich hören werden, vor seiner Veröffentlichung Freud vorgelegen. Damals wäre es an der Zeit gewesen, sowohl Weininger als Fliess zu warnen; aber erst ein volles Jahr nach seinem Erscheinen ist Fliess darauf aufmerksam gemacht worden, freilich nicht durch Freud. Zunächst hatte er noch kein Arg; als er aber, anlässlich einer Reise nach Wien, sich über den Sachverhalt orientiert hatte, wandte er sich in folgendem Briefe an Freud, der sich damals ausserhalb Wiens befand, um Auskunft. (Nur dem Umstande, dass er wegen starker Durchstreichungen die erste Niederschrift zurückbehielt, verdanke ich die Möglichkeit der Reproduktion):

Wien, 20. Juli 1904.

Lieber Sigmund,

ein Werk von Weininger ist mir zur Kenntnis gekommen, in dessen erstem biologischen Teil ich zu meiner Verblüffung die Ausführung von meinen Ideen über Bisexualität und die daraus folgende Art der sexuellen Anziehung — weibliche Männer ziehen männliche Frauen an, und vice versa — beschrieben finde. Ich ersehe aus einem Zitat dort, dass Weininger Swoboda — Deinen Schüler — gekannt hat (vor der Veröffentlichung von dessen Buch) und höre hier, dass die beiden Männer Intimi waren. Ich habe keinen Zweifel, dass Weininger über Dich zur Kenntnis meiner Ideen gekommen ist, und dass von seiner Seite ein Missbrauch mit fremdem Gut getrieben wurde. Was weisst Du darüber? Ich bitte Dich herzlich um ein offenes Wort (an meine Berliner Adresse, da ich am 23. Abends schon von hier abreise).

Mit herzlichem Gruss

Dein

Wilhelm.

Hierauf traf folgende Antwort ein:

Villa Sonnenfels, 23. 7. 04.

Lieber Wilhelm.

Auch ich glaube, dass der selige Weininger ein Einbrecher war mit einem gefundenen Schlüssel.

Hier alles, was ich darüber weiss. Swoboda, der sein intimer Freund war und bei mir von der Bisexualität gehört hat, die in jeder Kur zur Sprache kommt, hat ihm, wie er erzählt, das Wort Bisexualität hingeworfen, als er ihn mit sexuellen Problemen beschäftigt fand. W. schlug sich darauf auf die Stirne und lief nach Hause, sein Buch niederzuschreiben. Ob dieser Bericht reell ist, bleibt freilich meiner Beurteilung entzogen.

Im übrigen meine ich, W., der sich angeblich den Tod aus Furcht vor seiner Verbrechernatur gegeben hat, hätte die Idee der Bisexualität auch anders woher bekommen können, da diese in der Literatur bereits längere Zeit eine Rolle spielt. Die Detailübereinstimmungen wird man sich wohl so erklären müssen, dass er, einmal auf die Idee gebracht, einen Teil der Folgerungen richtig — einen grösseren wohl falsch — erraten hat. Denn Sw. will ihm keine weiteren Aufschlüsse gegeben haben, hatte auch keine zu vergeben, da er von mir nichts weiter erfahren hat, als was in der Kur vorkommt, dass bei jedem Neurotiker eine starke homosexuelle Strömung zu finden ist. Sw. ist nicht, wie Du schreibst, mein Schüler. Er ist als Schwerkranker zu mir gekommen, hat dieselbe Hilfeleistung gefunden und dieselben Dinge von mir erfahren wie jeder andere; an seiner Entdeckung, die vielmehr Deine Ideen aufgreift, bin ich ganz unbeteiligt; sein Buch habe ich vor der Publikation nicht gelesen — — —

Mit herzl. Gruss

Dein

Sigmund.

Schon dieser Brief ist unschätzbar: er bestätigt unsere Schlüsse und gibt uns, was wir suchen, nämlich authentische Auskunft über die Art der Vermittelung des Fliessschen Gedankenguts an Weininger. Mit besonderem Vergnügen akzeptieren wir die treffende Charakterisierung des letzteren als eines Einbrechers mit gefundenem Schlüssel. Ob die Art, wie er durch seinen Freund Swoboda auf die Bisexualität hingewiesen sein soll — was ja handgreiflich unwahrscheinlich ist — genau der Wahrheit entspricht, darauf kommt ja nichts an. Das Wesentliche ist eben, dass diese Vermittelung auf Swoboda zurückgeht. Wie gut dieser nun Fliess und seinen Gedankenkreis kennt, werden wir ja weiter unten zur Genüge sehen: hier erfahren wir nun noch ausdrücklich, dass er schon in seiner Eigenschaft als Patient Freuds mit dem Gesichtspunkt der Bisexualität innig vertraut geworden war, da Freud sie ständig in seiner psychoanalytischen Kur verwendete!

In welcher Weise sich Freud diese Anschauung zu eigen gemacht hatte, dafür ist ja höchst charakteristisch die Tatsache, dass er sie sogar ihrem Urheber selbst gegenüber als Originalidee in Anspruch nehmen wollte. Vgl. „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“, Berlin 1904, S. 43 (zuerst erschienen 1901 in der Monatsschrift f. Psychiatrie u. Neurologie, Bd. 10): „Im Sommer

dieses Jahres erklärte ich einmal meinem Freunde Fl(iess), mit dem ich in regem Gedankenaustausch über wissenschaftliche Fragen stehe: Diese neurotischen Probleme sind nur dann zu lösen, wenn wir uns ganz und voll auf den Boden der Annahme einer ursprünglichen Bisexualität des Individuums stellen. Ich erhielt zur Antwort: ‚Das habe ich Dir schon vor 2 1/2 Jahren in Br(eslau) gesagt, als wir jenen Abendspaziergang machten. Du wolltest damals nichts davon hören.' Es ist nun schmerzlich, so zum Aufgeben seiner Originalität aufgefordert zu werden. Ich konnte mich an ein solches Gespräch und an diese Eröffnung meines Freundes nicht erinnern. Einer von uns beiden musste sich da täuschen; nach dem Prinzip der Frage cui prodest? musste ich das sein. Ich habe im Laufe der nächsten Wochen in der Tat alles so erinnert, wie mein Freund es in mir erwecken wollte; ich weiss selbst, was ich damals zur Antwort gab: dabei halte ich noch nicht, ich will mich darauf nicht einlassen . . ."

Die hier angedeutete Zusammenkunft in Breslau fand Weihnachten 1897 statt; in Wirklichkeit aber hatte ihm Fliess diese Idee schon Ostern desselben Jahres in Nürnberg entwickelt.

Diese Feststellung verfolgt natürlicherweise nicht den Zweck, Fliess die Priorität vor der vermeintlichen Weiningerschen Entdeckung von 1901 zu sichern, denn hier handelt es sich um Plagiats-, nicht um Prioritätsfragen; zudem hatte, wie wir des öfteren schon hervorgehoben haben, Fliess die Bisexualität deutlich genug schon in seinem Ende 1896 herausgekommenen Buche betont: vielmehr soll sie nur zur Erläuterung des Folgenden dienen. Fliess hatte von seinem Schwager Dr. Oskar Rie, dem Arzt und Freund des Freudschen Hauses, erfahren, dass Freud sogar Weiningers Manuskript vor dessen Veröffentlichung gesehen hatte. Gleich nach seiner Rückkehr schrieb er ihm alsdann einen zweiten Brief, wovon er diesmal aber mit gutem Bedacht eine Kopie zurückbehielt:

Berlin, 26. VII. 04.

Lieber Sigmund,

also war es irrtümlich, was Oscar Rie in aller Harmlosigkeit erzählte, als ich auf Weininger zu sprechen kam: Weininger sei mit

seinem Manuskript bei Dir gewesen, und Du habest ihm nach Einsicht von der Veröffentlichung abgeraten, weil der Inhalt Unsinn wäre. Ich hatte gemeint, Du hättest in diesem Falle ihn und mich auf den Einbruch aufmerksam machen müssen. Weininger hat offenbar nicht — wie Du — geglaubt, dass er den Gedanken dauernder und notwendiger Bisexualität aller Lebewesen — nicht bloss bisexueller Anlage — von anderswoher beziehen konnte, denn er erklärt auf S. 10 den Gedanken in dieser Form für durchaus neu. Du wirst mich zu Dank verpflichten, wenn Du mir die anderen Quellen, von denen Du schreibst (Krafft-Ebing, Kiernan, Chevalier etc.) so bezeichnen möchtest, dass ich sie leicht einsehen kann. Denn ich bin in der Literatur so wenig bewandert.

Auch dass die lebendige Substanz in allen Lebewesen männlich und weiblich ist (wie ich aus dem steten Vorkommen von 28 und 23 bei Mann und Weib schliessen musste), hat Weininger in seinem Arrheno- und Thelyplasma gestohlen.

Bis heute wusste ich nicht, was ich erst aus Deinem Brief erfahren habe, dass Du in der Kur von der dauernden Bisexualität Gebrauch machst. Zuerst war zwischen uns in Nürnberg davon die Rede, während ich noch im Bett lag und Du mir die Krankengeschichte von einer mit Träumen von riesigen Schlangen erzähltest. Damals warst Du von dem Gedanken, dass Unterströmungen bei einem Weibe aus dem männlichen Teil ihrer Psyche stammen könnten, sehr betroffen. Um so mehr hat mich dann Dein Widerstand in Breslau gegen die Annahme der Bisexualität in der Psyche gewundert. In Breslau hatte ich Dir auch davon gesprochen, dass in meiner Bekanntschaft so viel linkshändige Ehegatten existierten, und aus der Theorie der Linkshändigkeit heraus habe ich Dir eine Erklärung entwickelt, die mit der Weiningerschen (der von Linkshändigkeit nichts weiss) bis in die Einzelheiten übereinstimmt. Die Linkshändigkeit selbst hast Du freilich abgelehnt, und unser bisexuelles Gespräch, wie Du selber freimütig bekannt hast, eine Zeitlang vergessen.

Weil ich aber nicht wusste, dass in der Kur die Erwähnung der Bisexualität notwendig ist, ahnte ich nicht, dass Weiningers Intimus Dr. Swoboda Dein Patient war, und das um so weniger, als Du — — — hinzufügst: „ich glaube — — —, dass ich — — — über besseres Material an Schülern zu verfügen beginne."

Wir hätten uns wohl beide einen besseren Anlass zur Korrespondenz gewünscht, als die Verhandlung über einen Räuber. Mag ihn uns die Zukunft bringen.

Mit herzlichem Grusse

Wilhelm.

Auf diese drängende Mahnung erfolgte nun umgehend folgende höchst merkwürdige und bezeichnende Antwort vom 27. 7. 04:

Lieber Wilhelm.

Ich sehe, dass ich Dir mehr Recht lassen muss, als ich ursprünglich wollte, denn es frappiert mich selbst, dass ich vergessen, wie sehr ich mich über den Schüler Swoboda beklagt, dass ich den Besuch W.s bei mir übergangen, den ich doch nicht vergessen. Letzteres Faktum ist ganz so, wie Rie es Dir erzählt hat; das mir vorliegende Manuskript hatte zwar ganz anderen Wortlaut als das heute gedruckte Buch; ich habe mich auch wesentlich über das Kapitel Hysterie geschreckt, das ad captandam benevolentiam meam geschrieben war, aber der durchgehende Gesichtspunkt der Bisexualität war natürlich zu erkennen, und mir dürfte damals leid getan haben, dass ich durch Sw., was ich schon wusste, Deine Idee ihm ausgeliefert hatte. Im Zusammenwirken mit meinem eigenen Versuch, Dir diese Originalität zu entwenden, verstehe ich dann mein Benehmen gegen W. und mein weiteres Vergessen.

Ich glaube indes nicht, dass ich damals hätte schreien sollen: Haltet den Dieb! Vor allem hätte es nichts genutzt, denn der Dieb kann ebensowohl behaupten, es sei sein eigener Einfall; auch lassen sich Ideen nicht patentieren. Man kann sie zurückhalten und tut sehr gut daran, wenn man auf seine Priorität Wert legt. Hat man sie von sich gelassen, so gehen sie ihren eigenen Weg. Ferner war ich damals schon mit den Angaben der Literatur bekannt, in denen die Idee der Bisexualität zur Erklärung der Hysterie herangezogen wird. Du wirst zugeben, dass ein findiger Kopf leicht auch von selbst den Schritt tun kann, die bisexuelle Anlage von einigen auf alle auszudehnen, wenngleich dieser Schritt Dein Novum ist. Für mich persönlich warst Du stets (seit 1901)*) der Autor der Idee der Bisexualität, ich fürchte, Du wirst bei Durchsicht der Literatur finden, dass viele wenigstens in Deine Nähe gekommen sind. Die Dir mitgeteilten Namen finde ich in meinem Manuskript, Bücher habe ich nicht mitgebracht, um Dir die näheren Nachweise zu geben, Du wirst sie gewiss in der Psychopathia sexualis von Krafft-Ebing finden.

Ferner war ich sicher und bin es noch, dass ich Sw. keine Details aus Deinen Mitteilungen angegeben habe. Die Allgemeinheit der bisexuellen Anlage ist alles, was in der Kur vorkommt und was ich dort brauche. Seit der Erfahrung, die im Alltagsleben freimütig mitgeteilt ist, habe ich die Ahnung bekommen, dass für einen von uns die Reue über unseren seinerzeit unbeschränkten Gedankenaustausch kommen könnte und habe mich mit Erfolg bemüht, die Details Deiner Mitteilungen zu vergessen. Dass

---

*) In Wirklichkeit seit Frühjahr 1897! (s. oben.) Es liegt ein Tendenzirrtum Freuds zugunsten Weiningers vor.

meine Freigebigkeit oder Unvorsichtigkeit mit Deinem Eigentum geschaltet hat, habe ich mir offenbar damals dunkel zum Vorwurf gemacht wie heute in voller Klarheit. Ich darf nur annehmen, dass die Schädigung, die Du von W.s Seite erfahren hast, sehr gering ist, denn so ein Machwerk wird niemand ernst nehmen und Du kannst, wenn es Dir der Mühe wert ist, den Sachverhalt klarstellen. Das Stehlen ist nicht so leicht, wie W. sich's vorgestellt hat, damit tröste ich mich und möchte auch Dich getröstet wissen.

Dass dieser Vorfall, bei dem Du mir Vorwürfe machst, eine lange eingeschlafene Korrespondenz wieder erweckt hat, bedauerst nicht Du allein, sondern auch ich. Es ist aber nicht meine Schuld, wenn Du Zeit und Lust zum Briefverkehr mit mir erst bei so kleinlichem Anlass wieder findest. — — — — — —

Mit herzlichem Gruss

Sigm.

Diesem Briefe einen Kommentar hinzufügen, hiesse seinen geradezu einzigen Eindruck abschwächen. Es ist hier auch nicht unsere Aufgabe, auf eine Kritik der Art und Weise einzugehen, wie Herr Professor Freud seine Freundschaft für Fliess betätigt hat. Genug, dass er nach anfänglichem Bestreiten der Schülerschaft Swobodas und geflissentlichem Verschweigen der Hauptsache, nämlich seiner Kenntnis der Weiningerschen Schrift vor ihrer Veröffentlichung, zu einem Geständnis sich herbeilässt, dessen Offenheit zynisch genannt werden muss. — Der erste Teil unserer Aufgabe ist gelöst. Weininger ist durch innere Gründe und äussere Zeugnisse bezüglich der Idee der Bisexualität des Plagiats an Fliess überführt.

Zum Schluss noch ein Wort über diese Idee bei Fliess und in der übrigen Literatur. Was Weininger entwendet hat, ist keine Kleinigkeit, und Freud täuscht sich nicht wenig, wenn er wirklich meint, jener hätte dies zur Not auch anderswoher entnehmen können. In der Tat hat er auf die wiederholten Fragen seines Freundes, wo sich denn in der Literatur der Gedanke der dauernden Doppelgeschlechtigkeit aller Lebewesen ausgesprochen und entwickelt finde, immer nur den Hinweis auf Krafft-Ebings Psychopathia und ähnliche Werke entgegenzusetzen. Diese Berufung aber, das soll mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, ist gänzlich

unzutreffend. Krafft-Ebing, wie die andern Neuropathologen, streift eben nur zur Erklärung der sexuellen Inversion die doppelgeschlechtliche Anlage, von der abnormerweise auch die psychischen Geschlechtszentren des Weibes beim Manne, des Mannes beim Weibe erhalten sein könnten. Er ist also nur beim Geschlechtlichen, nicht beim Geschlecht. Im übrigen aber bleibt er weit davon entfernt, die prinzipielle und grundlegende Bedeutung der dauernden Doppelgeschlechtigkeit auch nur zu ahnen. Weininger selbst sah darin viel klarer; denn er beanspruchte ausdrücklich, etwas anderes und neues zu bringen. Bezeuge denn Schopenhauer, aber nicht dem Stehler (S. 511), sondern dem Bestohlenen, „dass von jeder grossen Wahrheit sich, ehe sie gefunden wird, ein Vorgefühl kundgibt . . . Demgemäss präludieren dann vereinzelte Aussprüche. Allein, nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Bereichs übersehen und sie sonach mit vollem Bewusstsein ihres Wertes und ihrer Wichtigkeit, deutlich und zusammenhängend, dargelegt hat, der ist ihr Urheber . . .“

2. Swoboda.

Herrn Dr. Swoboda kennen wir bereits als denjenigen, der die Fliesssche Bisexualitätsidee von Freud überkommen und an Weininger ausgeliefert hat. Dass er gegen ihre widerrechtliche Benutzung keinen Einspruch erhoben, ihren wahren Urheber weder benachrichtigt noch gewarnt und sich damit zum Begünstiger des Weiningerschen Plagiats gemacht hat — dieser Vorwurf trifft ihn so gut wie seinen Lehrer, Herrn Professor Freud. Allein während dieser sich mit der passiven Rolle des Geschehenlassens begnügt zu haben scheint, ist Swobodas Verschuldung offenbar viel schwerer, weil er aktiv an dem Ehrendiebstahl seines Freundes beteiligt ist. Denn er ist nicht dabei stehen geblieben, diesem das Fliesssche Gedankengut aus der Freudschen Tradition zur verhehlten Benutzung zu überweisen, sondern er hat auch seinerseits zur Verschleierung dieses Tatbestandes nach besten Kräften mitgewirkt. Dies erhellt unwiderleglich aus der Art und Weise, wie er sich in seinen „Perioden" über die Bisexualität äussert. Bei ihrer ersten Erwähnung im zweiten Kapitel, betitelt: „Die Forschungen von W. Fliess", übrigens einem sehr farblosen, auf reichlich drei Seiten zusammengepressten Resumé, sagt er S. 9: „Was aber den Beobachtungen von Fliess ihren eigentlichen Wert gibt, ist folgendes: Bei der notorischen Bisexualität des menschlichen Organismus, die sich gerade darin wieder zeigt, dass man bei einem weiblichen Individuum sowohl die weiblichen als auch die männlichen Perioden konstatieren kann, war es von vornherein wahrscheinlich, dass man bei männlichen Individuen neben der männlichen auch die weibliche Periode entdecken werde . . ." Daraus lässt sich, wenn man

will, herauslesen, dass das Notorische der Bisexualität irgendwie an die Beobachtungen von Fliess geknüpft, durch sie sichergestellt ist. Aber ohne dass man den Worten leise Gewalt antut, geht es doch nicht; auch ist ja Fliess nicht sowohl durch Beobachtungen, als vielmehr durch eine geniale Schlussfolgerung dazu gelangt, die volle Tragweite dieses Gedankens zu erfassen. Deshalb ist der zunächstliegende Sinn dieser mit ausgesuchtem Raffinement gesetzten Worte der, dass die Bisexualität an sich notorisch sei, unabhängig von Fliess' Beobachtungen. Damit stimmt vortrefflich, dass Swoboda weiterhin, wenn er, wie öfter, auf sie Bezug nimmt, dies stets tut als auf eine ohne weiteres feststehende und allgemein anerkannte Tatsache, ohne Fliess auch nur zu erwähnen. Niemand aber musste besser als er wissen, dass sie erst unlängst von Fliess und zwar nur den wenigen bekannt gegeben war, die sein Buch über die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen gelesen hatten. Dort stand sie zwar schon in der Vorrede: aber war sie darum gleich notorisch?

Doch wie? müssen wir vielmehr fragen, warum nennt Herr Dr. Swoboda nicht Weininger als den Vater der Bisexualitätsidee? Er, der später die Bibliothek seines Freundes geerbt hat, hätte doch wahrlich als der Erste Veranlassung gehabt, mit Treue, ja mit Eifersucht auch die geistige Verlassenschaft seines Freundes zu bewahren! Wir haben ja schon oben gesehen, wie er auf der drittletzten Seite seines Buchs das Kapitel über die sexuelle Anziehung aus „Geschlecht und Charakter" zitiert; in seiner neuesten, dem Zweck der Habilitation dienenden Schrift „Studien zur Grundlegung der Psychologie", Leipzig und Wien 1905, nimmt er sogar mit offensichtlicher Geflissenheit Veranlassung, eine an sich ganz unbedeutende Auslassung desselben über „Cellularpsychologie" vom Herbste 1902, die für unsere Zwecke freilich, wie sich bald zeigen wird, um so wichtiger ist, zu kolportieren: wie kommt es, dass er hinsichtlich der von Weininger prätendierten biologischen Leistung alle Freundes-, nein alle Gerechtigkeitspflicht zu vergessen scheint? War denn im Vergleich mit jenem Wort die Erkenntnis der dauernden Bisexualität eine so belanglose Kleinigkeit, auf die man leichten Herzens als eine „notorische" alle Urheberrechte

vernachlässigen konnte? Oder verhielt es sich damit am Ende gar so, dass Swoboda selber ganz beiläufig auch darauf gekommen war und nur weiteres Aufhebens davon zu machen für überflüssig hielt? — Nun, im Ernst geredet, die Sache lag in der Tat nicht ganz einfach. Fliess *wollte* er nicht zitieren, und Weininger *konnte* er nicht: so half er sich denn einfach damit aus dem Dilemma, dass er überhaupt niemanden nannte. Indem er auf diese Weise der Notwendigkeit, sich deutlich zu erklären und unzweideutig Stellung zu nehmen, „mit fraudulenter Unbestimmtheit“ auswich, gewann er noch für sich den Vorteil, scheinbar ganz anspruchslos und beiläufig eine tiefe biologische Einsicht auszuspielen, die den meisten seiner Leser, wenigstens in dem ausgesprochenen Umfange, sicherlich unbekannt sein musste und mithin geeignet war, ihm von vornherein für seine Entdeckerrolle auch in der Biologie ein gewisses Relief zu geben. Nur schade, dass der so verwünscht gescheite Gedanke herzlich — durchsichtig ist! Liegt es nämlich nicht klar zutage, dass er schon um Freuds willen, so gross auch sonst seine Dreistigkeit sein mochte, die Bisexualitätsidee offen Weininger zuzuschreiben sich nicht getrauen durfte? Vorläufig musste es genügen, dass er Fliessens Ansprüche durch Stillschweigen zudeckte; mochte der Freund doch selber für seine Beute sorgen! Denn er, Herr Dr. Swoboda, war ja eben dabei, den zweiten Hauptgedanken des Berliner Entdeckers, die Periodizität, sich ganz offen für seinen eigenen Bedarf anzueignen, wobei ihm doch die Auseinandersetzung mit Fliess schon wahrlich Mühe genug bereitete!

Wir werden in folgendem beweisen, dass *Swobodas „Perioden des menschlichen Organismus“, weit entfernt, irgendwelchen Anspruch auf Originalität machen zu dürfen, nichts weiter als ein Zerrbild der Fliessschen Theorie* sind. Und zwar betonen wir ausdrücklich, dass zunächst von jeder Entscheidung darüber, ob Fliess, ob Swoboda materiell recht habe oder nicht, abgesehen werden soll: wir wollen vor allen Dingen erst darüber ins reine kommen, ob und inwieweit Swoboda den Gedanken der Periodizität unabhängig von Fliess aufgefasst und durchgeführt hat. Zu diesem Zweck fragen wir nun, und zwar voraussetzungslos,

unabhängig von allem Vorhergehenden: was hat Swoboda entdeckt?

„Spontane Erinnerungen kehren nach einer Anzahl von Stunden wieder, die einem Multiplum von 23 gleich ist“ (S. 5), mit andern Worten, das sogenannte Gesetz der Präzession besagt, dass die Erinnerungen von selbst, freisteigend um so viele Stunden früher erfolgen, als sie um Tage später kommen. Entdeckt will sein Urheber das Gesetz am 46stündigen Intervall haben: es fiel ihm auf, dass die Erinnerungen mit Vorliebe am zweiten Tag, und zwar um 2 Stunden früher, wiederkehrten. Nach einem Konzertbesuch um 1 Uhr z. B. regte sich die Erinnerung daran 2 Tage später um 11 Uhr; an ein Abendkonzert erinnerte er sich nach einer Woche um Mittag herum, nach 14 Tagen morgens beim Aufstehen. Das kleinste Erinnerungsintervall von 23 Stunden gelang verhältnismässig spät „endlich“ festzustellen, weil es weniger ausgesprochen ist. „Es trat“, sagt der Entdecker, „gleich anfangs ein wichtiger Umstand zutage: dass nämlich nicht jedes Multiplum für das Freisteigen einer Erinnerung gleich günstig ist. 2×23, 4×23, 6×23 usw. zeigte sich viel häufiger als die dazwischenliegenden Vielfachen, oder anders ausgedrückt, die Vielfachen von 46 waren in der Überzahl . . .“

Und jetzt kommt der Clou: „Wenn die freisteigende Erinnerung jeden folgenden Tag um eine Stunde früher kommt, so muss sie nach 24×23 Stunden, d. i. nach 23 Tagen, um dieselbe Stunde eintreffen, zu welcher die zugehörige Wahrnehmung stattfand.“ Dann aber müssen nach Swobodas Ansicht auch die sonst streng beiseite gelassenen Assoziationen mitwirken, die Erinnerungen treuer zu gestalten und somit den schädigenden Einfluss der Abnutzung zu beseitigen, vermöge deren es ihm nicht gleich hatte gelingen wollen, die Präzession über das 15tägige Intervall hinaus zu beobachten. Denn für abends gehörte Musik, um die es sich für ihn handelte, waren die Erinnerungen alsdann beim Morgen angelangt und kamen weiterhin unter die Träume, denen er damals noch keine genügende Aufmerksamkeit zuwandte.

Wie planvoll und folgerichtig greift alles das ineinander! Denn — man höre — just als seine Untersuchung auf diesem

Punkt angelangt war, die Bedeutung der 23 Tage von vornherein für ihn feststand: gerade dann macht er die Bekanntschaft mit dem Fliessschen Buche und findet damit seine Schlüsse bestätigt! Und bald darauf kann er in der Tat bei sich und anderen die 23tägige Periode auch für musikalische Erinnerungen „in mehreren Fällen“ nachweisen!

Welch merkwürdiges, ja welch überwältigendes Zusammentreffen! Das ist mehr als Zufall; sollte es nicht — prästabilierte Harmonie sein? Wir wollen, ohne, wie gesagt, zunächst auf das Materielle einzugehen, die Zeitbestimmungen etwas näher ins Auge fassen.

Die Frage nach Swobodas wissenschaftlicher Unabhängigkeit und Originalität steht naturgemäss mit der nach der Priorität im engsten Zusammenhang. Nun muss es sehr auffallend berühren, dass er im Vorwort bald nach den ersten Sätzen die merkwürdige Behauptung aufstellt, „dass wissenschaftliche Entdeckungen so häufig zu gleicher Zeit gemacht werden“. Die Prämissen, auf denen sich dieser Schluss aufbaut, sind psychologisch zu interessant, als dass wir sie übergehen dürften. „Die Resultate der Wissenschaft“, heisst es auf der ersten Seite des Vorworts, „haben einen ganz unpersönlichen Charakter. Was dem einen heute nicht gelingt, gelingt dem andern morgen. Wenn uns ein Böcklin verbrennt, wenn uns die Meistersingerpartitur verloren geht, können wir von einem unersetzlichen Verluste sprechen. In der Wissenschaft ist der einzelne nur Infanterist. Soweit er Individuelles leistet, steht er zur Wissenschaft in keinem Verhältnisse. In der Wissenschaft gibt's keine splendid isolation . . .“ So viel Sätze, so viel Schiefheiten, und zwar a b s i c h t l i c h e V e r d r e h u n g e n. Wir wollen dem Verfasser persönlich gern zugestehen, dass der Verlust seines Buches für die Wissenschaft keineswegs unersetzlich wäre, auch dass er ein Recht hat, sich lediglich als Infanteristen (besser freilich: Marodeur) in der wissenschaftlichen Armee zu betrachten: — aber wir sind weit davon entfernt, uns in eine ernsthafte Widerlegung seiner Verallgemeinerungen einzulassen, die doch handgreiflich nur den Zweck verfolgen, den Unterschied zwischen dem Tross und den Koryphäen, zwischen den bettelarmen Kärrnern und den Männern mit königlichem Reichtum des Geistes zu verwischen

und wegzuräsonieren. Just das Gegenteil trifft zu: eine wissenschaftliche Leistung von hohem Rang trägt ein so individuelles Gepräge wie nur irgendeine künstlerische und ist um nichts weniger selten und kostbar. Gerade die Entdeckung der Periodizitäten des menschlichen Organismus, auf die sich Swoboda beruft, soll uns das bestätigen. Lassen wir unseren Prätendenten jetzt weiter über den Zeitpunkt seines Fundes zum Wort. „Wenn ich nicht durch äussere Umstände“, sagt er, „abgehalten worden wäre, den Dingen gleich wie ich auf die erste Spur kam, nachzugehen, so hätte ich schon vor einigen Jahren zu den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit gelangen müssen, vielleicht ganz gleichzeitig mit W. Fliess.“

Diese auffallend unbestimmte Datierung wird dann eingangs des 1. Kapitels dahin präzisiert, „es sei schon an die acht Jahre her,“ dass er spontane musikalische Erinnerungen u. a. an sich beobachtet habe.

Nun muss es in der Tat äusserst befremden, dass Swoboda es nicht für der Mühe wert erachtet hat, das zeitliche Verhältnis zu seinem Vorgänger mit aller ihm nur irgend möglichen Schärfe zu bestimmen. Kepler hat uns den Tag, Fechner dazu noch die Tageszeit, und Gauss sogar die Stunde einer Entdeckung mitgeteilt, für welche die Priorität eines Konkurrenten schlechterdings nicht in Frage kommen konnte: dürfen wir etwa bei Herrn Swoboda die Einsicht voraussetzen, dass seine Errungenschaften eine solche Mühe nicht verlohnten? O nein, ihn leitete die Absicht, für sich die Möglichkeit einer im Verhältnis zu Fliess gleichzeitigen, wo nicht früheren Entdeckung offen zu lassen; es wird sich sofort zeigen, dass er durch jene absichtlich nachlässige Datierung sich auf dolose Weise in Vorteil zu setzen sucht.

Um den Verschleierungstendenzen unseres Auch-Entdeckers gleich von vornherein mit dem möglichsten Nachdruck entgegenzutreten, halte ich es für das beste, ihm die Rechtslage durch das Wort eines Fachmanns und Denkers zu erläutern, dem ich auf Grund seiner Leistungen und Schicksale in Plagiats- und Nachentdeckungssachen unbedenklich das höchste Urteil zuerkenne. Dühring tadelt Robert Mayer (I, S. 54), dass er Joule nicht einmal die Unabhängigkeit der Entdeckung be-

stritten und in dieser Beziehung sogar höflicherweise eingeräumt habe, was für ihn wie für alle Welt ein Geheimnis sein musste, dem gegenüber für und gegen Herrn Joule nur Indizienschlüsse möglich waren. Mayer sei übergefällig und nachgiebig gewesen, ja, habe sich zwar nicht die Priorität, aber doch die Einzigkeit vergeben. „Die Menschheit", sagt der unvergleichliche Polemiker, „hat ein Recht darauf, dass in solchen Fällen nicht mehr zugestanden werde als bewiesen ist. Herr Joule ist mit seinen Experimenten der Spätere. Ein gediegener Mann in solcher Lage muss wissen, dass seine blosse Versicherung, der die Beurkundung abgeht, für die Welt nicht den geringsten Beweiswert in Anspruch nehmen kann. Je ehrlicher er ist, um so weniger wird er so etwas verlangen. Das einzige Recht, was er hat, besteht darin, dass er nicht ohne Grund des Ehrendiebstahls beschuldigt werde. Dieses Recht bleibt ihm, so lange er nicht darauf ertappt ist, einen Ehrenraub versucht zu haben."

Da diese Grundsätze noch von niemandem unseres Wissens bekämpft, geschweige denn widerlegt worden sind — wie sie ja die unerschütterliche Gewähr ihrer Richtigkeit in sich selbst tragen —, so dürfen wir annehmen, dass sie auch Herr Dr. Swoboda als für sich verbindlich anerkennen wird. Er muss uns also ohne weiteres einräumen, dass er auf Grund seiner blossen Behauptung hin um so weniger Ansprüche auf Originalität, geschweige Priorität erheben darf, je ehrlicher er ist. Nun liegt die Sache ja so, dass, so gut wie Herr Joule seinerzeit die Mayerschen Entdeckungsansprüche auf das mechanische Wärmeäquivalent nach Kräften unterdrückt und verhehlt hat, Swoboda bereits überführt ist, Weiningers Entwendungsversuch in Sachen der Fliessschen Bisexualitätsidee begünstigt zu haben. Er hat also das Recht verwirkt, vor dem Verdacht des Ehrenraubes geschützt zu sein. Wir werden ihn dessen aber ganz unabhängig von allem Voraufgegangenen überführen.

Zuvörderst beweisen wir, dass die Zeitangabe auf der ersten Seite: „Es ist schon an die acht Jahre her, dass ich des öfteren eine Beobachtung machte . . . Die Arie kommt

von selbst" in raffinierter Weise darauf angelegt ist, den Leser irre zu führen. Hiernach muss nämlich jedermann annehmen, die ersten Keime der Entdeckung reichten, da das Buch 1903 herausgekommen ist, bis 1895 zurück, jenes Jahr, in dem auch Fliess erst seine Beobachtungen über Periodizität zu ordnen und zu bearbeiten anfing, so dass also nicht sowohl Swobodas Originalität ausser Frage, als vielmehr seine Priorität in Frage wäre.

Demgegenüber sei zunächst darauf hingewiesen, dass Swoboda, etwa ein Lustrum älter als sein Freund Weininger, damals kaum die Schwelle der Zwanzig überschritten haben konnte. Er hatte also erst unlängst die Schulbank verlassen und sein Studium — wenn wir nicht irren, der Rechte — begonnen. Diese erste Beobachtung nun, wonach es einem häufig trotz aller darauf verwandten Mühe nicht gelingen will, eine Erinnerung, z. B. einen Namen, sich zurückzurufen, bis dieser später dann mit einem Male, mitten unter heterogenem Material, von selber im Gedächtnis erscheint — diese Tatsache ist so banal, dass es vielleicht nicht allzu viele jüngere Semester geben dürfte, deren Kenntnis sie sich entzogen hätte. Wenigstens erinnere ich mich, der ich in diesem Lebensalter eifrig Schopenhauer las, vollkommen deutlich daran, mit welcher Genugtuung es mich erfüllte, bei ihm dieses Phänomen, auf das ich längst aufmerksam geworden war, auch behandelt zu sehen. So bereitwillig wir also dem 20jährigen Swoboda diese erste Beobachtung glauben, um so skeptischer stehen wir der zweiten und dritten gegenüber.

„Viele Dutzend Male mochte ich wohl solche spontane Erinnerungen . . . erlebt haben, ehe sich eine zweite Beobachtung einstellte: . . . sie fanden mit Vorliebe am zweiten Tage nach der Perzeption statt . . ." „Und wieder verstrich geraume Zeit, bis ich die dritte Beobachtung machte, dass die Erinnerung am zweiten Tage um zwei Stunden früher erfolgt."

Wer würde aus diesen Worten herauslesen, selbst wenn er die „geraume Zeit" und die, welche dieser voraufging, noch so reichlich bemisst, dass die dritte Beobachtung erst sechs Jahre später erfolgt ist, im Jahre 1901, wohlgemerkt, etwa ein Lustrum nach dem Erscheinen des Fliessschen

Buches? Und doch ist dem so. Wir verdanken diese kostbare Tatsache keinem Geringeren als einem Freunde Swobodas und Teilnehmer an seinen Forschungen, dem Zahnarzte Dr. Eduard Wolf, dem klassischsten Zeugen, den wir uns nur wünschen können. Dieser Herr suchte im Sommer 1905 Fliess in Berlin auf und erkundigte sich bei ihm nach dem Erscheinungstermin seines neuesten Werkes, den Swoboda selbst, wie wir noch hören werden, vorher schon brieflich in Erfahrung zu bringen gesucht hatte. Bei dieser Gelegenheit hörte denn Fliess, dass Wolf erst seit drei, und Swoboda höchstens erst seit vier Jahren mit seinen Periodenbeobachtungen und -rechnungen beschäftigt sei. Durch diese Feststellung rückt sofort der wichtige und auffällige Umstand in die rechte Beleuchtung, dass in den „Perioden" nie das Jahr der Beobachtungen angegeben ist. Es sollte eben verhehlt werden, dass sie samt und sonders erst allerneusten Datums waren und manche volle sieben Jahre hinter Fliess' Veröffentlichung einhergelaufen kamen.

Aber auch auf eine bezeichnende, von uns schon gestreifte Stelle der „Studien" fällt jetzt neues Licht: wir meinen die Fussnote auf S. 79 zu dem von dem Freunde geprägten Terminus „Cellularpsychologie":

„So schrieb mir O. Weininger im Herbste 1902 nach der Lektüre des Manuskriptes, in welchem ich die Gedanken über organische Psychologie — noch ohne intime Beziehung zur Periodenlehre — zum ersten Male niedergelegt hatte."

Also noch im Herbst 1902, ein Jahr vor dem Erscheinen der „Perioden", war dieser wichtigste und eigentümlichste Bestandteil des neuen psychologischen Systems, trotz angeblich 7jähriger Vorarbeit, seinem Schöpfer so wenig in Fleisch und Blut übergegangen, dass er ihn bei einer vorläufigen Skizze ohne weiteres beiseite lassen konnte! Spricht diese Tatsache nicht mit tausend Zungen dafür, dass die Periodenlehre ihm ursprünglich fremd und erst nachträglich in seinen Gedankenkreis aufgenommen ist? Wer einem „Zentralproblem" 7 Jahre nachgeforscht hat und vermittelst desselben die Umgestaltung seiner Wissenschaft anstrebt, sollte bei irgendwelcher auf

Systematik abzielenden Fixierung seiner Gedanken gerade die Hauptsache ganz beiseite lassen?

Somit haben wir Swoboda auch in seinem Verhalten zu dem zweiten Fliessschen Hauptgedanken Unwahrhaftigkeit nachgewiesen, und zwar wiederum eine solche, welche in einem gewissen, dem unorientierten Leser aber völlig entgehenden, rein formalen Sinne den Tatsachen gerecht wird, um gerade dadurch sachlich um so raffinierter zu täuschen. Eben diese kleinlichen, schleicherischen Kniffe sind nun aber unwiderlegliche Anzeichen für dolose Absicht und unredliches Verhalten. Gerade dadurch sehen wir uns jetzt in den Stand gesetzt, festzustellen, dass das Jahr 1902 ungefähr die Zeit ist, wo das Freundespaar sich intensiv an die Ausnutzung der Fliessschen Entdeckungen heranmacht. Weininger entwendet ganz heimlich die Idee der Bisexualität, Swoboda raubt dreist die Periodizität, nachdem er sie in seiner Weise umgemodelt, d. h. ins Sinnlose verzerrt hat.

Ehe wir dem im einzelnen nachgehen, erscheint es zweckmässig, noch einige Indizien zu sammeln bei der Erörterung der Frage: wie sich „der nachgehinkte Entdecker, aber mit der Beschlagnahme der öffentlichen Meinung Zuvorgekommene" eigentlich zu seinem Vorgänger stelle? Dass er ihn nicht mit einem Winkelzitat abfertigt wie sein Freund, sondern gleich am Eingang seines Buches nennt und ihm das ganze zweite Kapitel (eine, wie schon bemerkt, höchst kümmerliche und unzulängliche Darstellung) widmet, dürfen wir ihm unmöglich als Verdienst anrechnen; denn wer immer über zahlenmässig bestimmte organische Perioden schreibt und schreiben wird, muss sich mit Fliess auseinandersetzen. Auf das Wie kommt es aber an. Wer nun, wie Herr Swoboda, die Loyalität (von der Pietät gar nicht zu reden) gegenüber seinem Meister durch Arroganz ersetzt, ihm wider besseres Wissen das Gegenteil von dem unterschiebt, was er wirklich gesagt hat, wer fälscht und verdreht, der bekundet eben damit, dass er den Besitz, den er mit schlechten Mitteln verteidigt, auch mit solchen erworben hat.

Gleich nach Fliessens erster Erwähnung spricht er sich folgendermassen über sein Verhältnis zu ihm aus:

„Eines will ich der ausführlicheren Darstellung gleich vorwegnehmen: Fliess hat die 23tägige Periode beobachtet und zwar an seinen Patienten, für pathologische Phänomene. Von mir kann ich sagen, ich habe sie gerechnet, übrigens für psychische Phänomene, noch dazu der normalen Psychologie angehörige, woran Fliess, seinem Beobachtungsmaterial entsprechend, natürlich gar nicht gedacht hat.

Als ich von den Fliessschen Beobachtungen Kenntnis erhielt, freute ich mich, wie ein Astronom, der die Stelle vorausbestimmt hat, an welcher ein Stern sichtbar werden muss.“

Als ich dieses Swobodasche Zeug las, freute ich mich wie ein Psychologe, der bestimmt weiss, wie jedesmal, wenn unsinnige Überhebung, krasse Urteilslosigkeit und intime Perfidie zusammenkommen, auch der unfreiwilligen Komik ihr Recht werden muss.

Worin besteht denn die ganze Rechenkunst unseres Psychologie-Leverrier's? Doch einfach darin, dass, wenn man den Quotienten 23:24 mit dem Divisor multipliziert, man den Dividendus, von dem man ausgegangen war, zurückerhält! Vielleicht kommt der unglückliche Entdeckungsrechner durch den „Ablauf des Lebens“ doch noch zu der Einsicht, dass sein Vorgänger, den er auf den Standpunkt des blossen Empirikers und Observators herabdrücken möchte, schliesslich mancherlei gerechnet und an allerlei gedacht hat, was ihm selber bisher nicht einmal im Traum, wovon er doch so viel versteht, eingefallen ist. Übrigens darf sich Fliess' Beobachtungsmaterial, wie wir aus eigener Anschauung versichern können, an Umfang wie an Vielseitigkeit getrost mit dem Inhalt des Notizbuchs messen, wovon uns Swoboda an einer Stelle eine so vielversprechende Mitteilung macht. Das weitaus Köstlichste aber ist die schlichte Behauptung, Fliess habe die 23tägige Periode für pathologische Phänomene beobachtet (im Gegensatz zu seinen eigenen normal psychischen)! Sind Menstruationen und Geburten etwas Pathologisches? Ein paar Seiten später sagt er doch selbst: „Im weiteren Verfolg seiner Forschungen fand Fliess, dass nicht nur pathologische Vor-

gänge aller Art, sondern auch die Phasen der normalen menschlichen Ontogenese an periodische Termine geknüpft sind: so das Zahnen, das Sprechenlernen des Kindes." Ist das Sprechen etwa kein normales psychisches Phänomen? Fliess hatte zudem ausdrücklich über die Bedeutung der periodischen Funktionen für die Entwicklung eine gesonderte Darstellung in Aussicht gestellt. Schon im Frühjahr 1897, als Swoboda wirklich an dergleichen noch nicht dachte, hatte er Freud, mit dem er in Nürnberg zusammentraf, und darauf im Mai desselben Jahres v. Bunge in Basel die Zusammenstellung einiger Daten aus Schuberts Leben*) vorgelegt, aus dem hervorgeht, dass auch die künstlerische Produktion durch periodische Tage determiniert ist. Die Fliessschen Gesetze — das sei dem Nachentdecker nochmals eingeschärft — beherrschen alle Betätigungen der lebendigen Substanz, die normalen wie die pathologischen, die physischen wie die psychischen.

Swoboda stellt es sich als möglich vor, auf einem Schleichwege, wie dieses 24fache 23 Stunden-Intervall doch offensichtlich ist, in das Fliesssche Gedankenbereich erobernd, wenigstens annektierend, einzudringen. Wie Caliban nach Prosperos Büchern giert, die ihm die Verfügung über alle Geistesmacht seines Gebieters bedeuten, so vermeint Swoboda, wenn er sich erst der Zahl 23 bemächtigt hätte, dann könne er dasselbe wie Fliess und noch mehr! Denn allen Ernstes erklärt er (S. 21), er sei vermöge seines Ausgangspunktes von den musikalischen Erinnerungen von Haus aus geneigt gewesen, das Periodenproblem allgemeiner zu behandeln, anderes dahinter zu suchen als der praktische Arzt, der seine Beobachtungen an Kranken begann. Man müsse nur die guten Tage auch in Reihen ordnen. Und das angesichts der bedeutungsvollen Stelle S. 208 bei Fliess über die „Euphorie, die stark betonten Tagen so oft vorangeht" und der genialen Deutung der Redensart „Eines schönen Tages!"

Am Eingang des dritten Kapitels, das vom Fortgang der eigenen Untersuchungen handelt, will uns Swoboda glauben

*) Enthalten in einem von Prof. Krebs zum 31. Januar 1897, Schuberts 100jährigem Geburtstag, verfassten Artikel in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung.

machen, dieselben seien durch die Bekanntschaft mit jenem Buche tatsächlich nicht alteriert worden. Diese Behauptung kann schlechterdings nichts als Heiterkeit erregen. Was wäre denn Swobodas Buch ohne Fliess' Vorgängerschaft? Nichts; oder, nach seinen eigenen Verlautbarungen, introspektiv, *langweilig**) und — ohne Beziehung zur Periodenlehre! Wie sagte doch Möbius von Weininger? „Man kann von einem jungen Manne nicht lauter eigene Gedanken verlangen, und wenn er die Gedanken systematisch vorträgt, so ist es auch ein Verdienst. Wenn aber ein Schriftsteller, nur um nicht als Plagiarius zu erscheinen, seine Vorgänger verunglimpft, so hört der Spass auf und das Strafbare beginnt." Welch schnöde Undankbarkeit also, gegen einen Mann, dem man alles verdankt, folgendermassen zu polemisieren (S. 15): „Fliess, welcher an einer Stelle seines Buches erwähnt, er werde in Hinkunft bis auf Stunden genau Aufzeichnungen machen lassen, könnte eigentlich schon im Besitze der nämlichen Ergebnisse sein, zu welchen ich gelangt bin." (S. 25f.:) „Fliess stellt die Behauptung auf, dass die Geburten immer auf einen 28- oder 23-tägigen Termin fallen . . . Um so mehr wundert mich, dass Fliess das Geburtsdatum seiner Patienten nie in Betracht zieht . . ."

Diese Vorwürfe, weit entfernt, Fliess zu treffen, lassen vielmehr auf das deutlichste erkennen, mit welcher Sorgfalt der Wiener Nachentdecker seinen Spuren nachgegangen und allen Andeutungen gefolgt ist, um dem gänzlichen Mangel eigener Gedanken durch Aneignung der fremden abzuhelfen. Eben die Fliesssche Bemerkung, welche die Wichtigkeit der Stunden, nicht bloss der Tage, betrifft, ist der Keim und Anreiz geworden, aus dem sich der merkwürdige Wechselbalg der Swobodaschen Stundenintervalle entwickelt hat. Der Nachgänger, der im Grunde gar kein eigenes Urteil hat, würde diesen Ungedanken gar nicht auszuspinnen gewagt haben, hätte er nicht bei Fliess etwas aufgegriffen, was ihn dazu ermutigte. Ganz ebenso ist er auf den zweiten Vorwurf erst gekommen, weil oder vielmehr trotzdem er Goethes Lebensalter bei Fliess als Vielfaches von

*) Studien S. 19.

28 Tagen ausgedrückt fand. Gewiss hat die Beobachtung der Stunden ihre Bedeutung, freilich nicht die aberwitzige, die Herr Swoboda gefunden zu haben glaubt, sondern die sehr einfache, dass der Eintritt der periodischen Krisen an dieselben Stunden gebunden ist, wie die Lebenszeit der männlichen, bzw. weiblichen Substanz des betreffenden Organismus, welche natürlicherweise zu der Stunde der Geburt in ganz bestimmter Beziehung steht. Und was die Berücksichtigung des Geburtsdatums anlangt, so dürfte Herr Swoboda, wenn er den „Ablauf des Lebens“ zur Hand nimmt, seine Wünsche, mehr als er auch nur zu ahnen vermocht hat, befriedigt finden. Fliess hatte in seinem ersten Werk, wie er auf dem Titel sagt, die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen zu behandeln und die Perioden eben nur so weit, als dieser Zusammenhang es mit sich brachte. Er verbindet mit Selbstbeschränkung einen ganz andern Begriff als der selbstgefällige Herr Swoboda, der sich, wie das ja nicht selten geschieht, gerade der Tugend rühmt, die er nicht hat.

Nachdem wir von der Persönlichkeit unsers Autors nunmehr einen hinreichenden Eindruck gewonnen haben, folgen wir ihm weiter in der „genetischen Darstellung seines Gedankengebäudes“. Bald nach der „Berechnung“ der 23tägigen Periode kann er sie bei sich und andern auch für musikalische Erinnerungen in mehreren Fällen nachweisen. Nachdem nun einmal die Bahn gebrochen, folgen sich die Entdeckungen Schlag auf Schlag. Er findet — immer ohne Angabe des Jahres —, dass die Umwandlung sexueller Erregung zu pathologischen Phänomenen, und schliesslich die Wiederkehr pathologischer Zustände in derselben Zeit erfolgt, wie die spontane Reproduktion normalpsychischer Phänomene. Damit bewerkstelligt er den Übergang von seinem Ausgangspunkte aufs Feld der Pathologie. Es werden ein paar Tagebücher oder vielmehr Auszüge daraus reproduziert, woraus dies und noch viel mehr hervorgehen soll. Zunächst die sonderbare Präzession (jeden Tag um 1 Stunde) auch für pathologische Phänomene; dann aber die Hauptsache, in schroffem, ausdrücklich betontem Gegensatz zu Fliess: die Perioden sollen zu jeder beliebigen Zeit ihren Anfang nehmen können. Wie eine Perzeption von

jedem willkürlich gewählten Tage aus ihre Wellen aufwerfen könne, die dann nach ihrem bestimmten Intervalle die freisteigenden Erinnerungen hervorrufen, so solle ein sexueller Akt (Freuds traumatisches Moment!), Potus oder dergleichen für jeglichen Zeitpunkt ein periodenkonstituierender Faktor sein, welcher nach 23 Tagen Angst, Alkoholbedürfnis usw. zur Folge haben müsse! Halten wir uns nun gegenwärtig, dass Swoboda zu dieser Konsequenz durch seinen Ausgangspunkt und die den musikalischen Erinnerungen untergelegte Deutung geradezu gezwungen wird. Nicht bloss die Bausteine, sondern auch den Grundriss seines „Gedankengebäudes“ hat er von Fliess. Dies zu verdecken, dazu soll neben der Reduktion der Elemente nach dem Verhältnis des Tages zur Stunde besonders noch eine Variation im Plane dienen, die in Wirklichkeit mit der grenzenlosesten Konfusion identisch ist. Doch was ist das für Swoboda! Bei Fliess hat er zwar gelernt, „dass in diesen Sexualperioden sich der Aufbau und der Abbau unseres Organismus schubweise vollzieht, und dass durch sie der Tag unseres Todes ebenso bestimmt ist wie derjenige unserer Geburt . . . Die Mutter überträgt sie auf ihr Kind . . . Dann schwingen sie in dem Kinde fort und wandern in gleichem Rhythmus durch die Generationen . . . Sie können ebenso wenig neu entstehen, wie die Energie überhaupt, und ihre Zeitform erlischt nicht, so lange organisierte Wesen geschlechtlich sich fortpflanzen.“*) Nun, der Auchentdecker statuiert neben diesen „durchlaufenden“ Perioden ganz einfach noch eine zweite Sorte, die „vorübergehenden“ oder „erworbenen“, die er vollkommen frei einsetzen lässt. Die Art freilich, wie er diesen Standpunkt Fliess gegenüber vertritt oder vielmehr über diesen Gegensatz hinweggleitet (S. 16 f.), ist so charakteristisch matt und zahm, wie sie mit einer ernsthaften und nachhaltigen Gegenüberzeugung auf seiner Seite gar nicht vereinbar wäre. Einem Scharlatan kostet es eben keine Mühe, die tatsächliche Verknüpfung der Dinge einfach umzukehren. Er sieht nicht oder will nicht einsehen, dass die sexuellen Vorgänge nicht sowohl die Perioden determinieren als vielmehr ihrerseits von

*) Aus dem Vorwort des Fliessschen Buches.

der periodisch wirkenden lebendigen Substanz selbst determiniert sind. Sie sind normalerweise an die euphorischen Zustände geknüpft und gehen darum wie diese so häufig den Umschlägen und Krisen voraus, die alsdann fälschlicherweise wie unmittelbare schädliche Folgen auf jene als Ursachen bezogen zu werden pflegen. Um nun die Tatsache, dass auch die Euphorie periodisch wiederkehrt, mit seiner Lehre zu vereinigen, dass jeder beliebige Tag eine Periode beginnen kann, versteigt sich unser Autor schliesslich (S. 20) zu der verblüffenden Entdeckung, dass jeder Tag, so wie er ist, nach 23 Tagen die Tendenz zur Wiederkehr hat. Diese Vorstellung ist so grotesk und sinnverwirrend, dass wir, um unser Denkvermögen nach einem solchen Attentat wieder etwas zu sammeln und zu beruhigen, die kathartische Wirkung des Vorwortepilogs an uns erproben wollen, nur mit einer kleinen Verschiebung der Betonung:

„**Die** Wahrheit vertragen nur diejenigen, welche dazu geboren sind, sie zu finden.“

Was aus Nietzsches „Wiederkehr aller Dinge“ unter Swobodas Händen alles werden kann! — Aber damit nicht genug: denn was der 23 recht ist, muss doch der 28 billig sein. Die psychologische Bedeutung dieser Periode wird postuliert und — natürlich — alsbald bestätigt. Da die physische Seite der Sache ja schon bei Fliess geregelt ist, steht also der — sagen wir gleich — Wiederbringung aller Dinge nach einem Turnus von 28 Tagen nichts mehr im Wege! — Immerhin kann man die Gunst des Schicksals nicht genug preisen, welches dem Forscher erlaubte, sich zuerst ausschliesslich mit der Zahl 23 zu befassen, indem es ihm anfangs nicht nur lauter männliche Personen in den Weg schickte, sondern merkwürdigerweise (bei der notorischen Bisexualität!) nur solche mit lauter männlichen Perioden! Geradezu als ein Wunder muss es bezeichnet werden, dass der beträchtlich homosexuelle, „mässig leicht hypnotisierbare“, also sicherlich mit einem tüchtigen weiblichen Einschlag begabte Patient (S. 12 ff.), dem er den Hauptstoff zu seinem 3. Kapitel (von den sexuellen Neurosen) verdankt, auch nicht durch eine einzige 28 seine kühnen, erst in der Bildung begriffenen Kombinationen gekreuzt und auf-

gehalten hat! Etwaige Skeptiker, denke ich mir, würden sich willig der unvergleichlichen Konsequenz des Naturdenkers beugen, wenn er sich einmal dazu herbeilassen sollte, die Lücken seiner Tagebücher auszufüllen, die er bisher aus Gründen höherer Einsicht gelassen hat.

Über die Idee, dass „alles ohne Ausnahme wiederkehrt oder wenigstens wiederkehren kann, das ganze eine Periode von 28 oder 23 Tagen erfüllende körperliche und seelische Leben, Minute für Minute“, wollen wir mit ihrem Urheber nicht rechten; ist es gleich Wahnsinn, so interessiert uns immerhin die Methode. Nun liegt es auf der Hand, dass ein Mystiker wie Swoboda, der „in der Welt des Scheins kein verknüpfendes Gesetz“ gelten lässt, dessen Periodenlehre darin gipfelt, in der Zeit eine subjektive Täuschung zu erblicken, in seiner intellektuellen Perversität gar nicht über das hinreichende Unterscheidungsvermögen darüber verfügt, dass den körperlichen Zuständen und Vorgängen eine andere Realität zukommt als den geistigen. Für ihn reduziert sich alles auf das Psychische, Körperlose. Daher geht ihm auch das Verständnis für das Wesen der organischen Periodizität vollkommen ab: er klammert sich an die mathemathischen Schattenbilder und redet von nichts als von Schwingungen, Amplitude, Superposition der Wellen, Bewegung auf einer Spirale — lauter Abstraktionen, die für die volle Wirklichkeit des Körperlichen hier weniger als nichts leisten! Das tatsächlich Zutreffende bekämpft er, besonders Fliess' ebenso einfache wie geniale Auffassung, dass an den kritischen Tagen vom Organismus Toxine abgeschieden werden, welche seine Resistenz herabsetzen oder ganz aufheben. (Später hat Fliess das so erklärt, dass ausgelebte Gruppen lebendiger Substanz an solchen Tagen zerfallen.) Freilich was sollen einem Nichts-als-Psychologen, nur usurpatorisch in die Biologie Einbrechenden Toxine für seine Erinnerungen und Träume, die normalen und die hypnotischen? Selbst wenn er besseren Willen hätte, als er wirklich besitzt, könnte er Fliess doch nicht gerecht werden; denn wie kann man das auffassen, wofür einem das Organ fehlt? So handelt er von seinem Standpunkt aus schliesslich folgerichtig, wenn er Fliess unterstellt,

er habe die 23tägige Periode die männliche genannt, weil die 28tägige schon vergeben war. Allein so verfährt Fliess nicht. Er hat gar nicht ohne weiteres die 28tägige Periode für die weibliche angesprochen, schon aus dem einfachen Grunde, weil das Menstruationsintervall von genau 28 Tagen nicht einmal das häufigste, geschweige denn regelmässig ist. Vielmehr operierte er anfänglich, und zwar noch das ganze Jahr 1895 bis Weihnachten, mit 3 Zahlen: 23, 28, 33; und erst als er erkannte, dass 33 = 2.28 — 23, und erprobte, dass die sonstigen Abweichungen von 28 durch die Beimischung mit 23 befriedigend erklärt werden könnten, entschloss er sich zur ausschliesslichen Anwendung der beiden periodischen Zahlen. Dass er die 23 auf das männliche Geschlecht bezog, dazu bestimmte ihn erst die Bekanntschaft mit Düsings Buch: „Die Regulierung des Geschlechtsverhältnisses“; denn die grösste darin mitgeteilte Verhältniszahl der Knaben- zu den Mädchengeburten war identisch mit dem Quotienten 28:23. Ein echter Forscher hat viel grössere Achtung vor den Daten der Erfahrung, als ein Scharlatan sich träumen lässt, mag er auch noch so feierlich Nachgiebigkeit gegen die Tatsachen als das Einzige und das Ganze proklamieren, dessen er benötige. Dieser nämlich nimmt keinen Anstand, aufs willkürlichste damit umzuspringen, wenn sie ihm nicht passen. Von seinen Weglassungen haben wir schon gesprochen; fügen wir den Fall (S. 35, 36) hinzu, wo er in einem Krankenbericht einfach den 5. Tag in den 4., und den 24. in den 23. korrigiert, weil er, Herr Dr. jur. et phil. Swoboda, es besser als die Natur verstehen muss, wie ein Herpes abläuft!

Doch zurück zu den Perioden, deren es noch viele, viele zu entdecken gibt! Zunächst erfordert es doch die blosse Symmetrie, dass sich zu dem 23stündigen Zyklus, der ohne weiteres als männlich in Anspruch genommen wird, ein weibliches Pendant geselle. Prompt, wie wir dies allgemach gewohnt sind, und ohne Angabe des Zeitpunkts stellt sich der Fund ein: 18stündig ist das entsprechende weibliche Intervall (Kap. 5). Es wird, mit Hilfe der Hypnose, zwar bei Herren gefunden, aber diesmal bei solchen von „ganz hervorragender Hypnotisierbarkeit“, die „— schon auf den ersten

Blick, anatomisch — an Weiblichkeit nichts zu wünschen übrig liessen". Dem grösseren verhält es sich analog, auch den Mangel an Präzision teilt es mit dem Präzessions-Zyklus (insofern es häufig nur $17^3/_4$, $17^1/_2$ Stunde misst); es gilt auch für die Verdoppelung und für pathologische Phänomene.

Wenn beide Stundenzyklen von einem Zeitpunkt aus laufen, ergeben sich zufolge der gegenseitigen Verstärkungen, sobald sie nicht mehr als 1 oder 2 Stunden auseinander sind, neue Periodenzirkel von 4, 7, 11, 14, 22, 24 Tagen. Sie werden als von den Erinnerungen besonders bevorzugt ausgegeben; dem 18. Tag, innerhalb dessen genaues Zusammenfallen stattfindet, soll unter Umständen eine grössere Bedeutung zukommen als dem 23. Sodann macht Swoboda aufmerksam auf die Intervalle von 23+18=41 Stunden und von 28×23=644 Tagen; schliesslich, wie das römische Universalreich in seinem Pantheon allen Göttern seiner Völker Unterkunft gewährte, so akzeptiert Swoboda mit geradezu phänomenaler Kritiklosigkeit alles, was irgendwo und irgendwann über Perioden gemutmasst und phantasiert wurde. Wenn wir ihn recht verstanden haben, tritt also auch die wenigstens fakultative Wiederkehr aller Dinge ein nach $3^1/_2$ Tagen, 1 und (zirka!) 4 Monaten, 1, 7, 10, 28 Jahren. Sollte sich jemand in diese universelle Auffassung des Periodenproblems nicht sogleich hineinzufinden vermögen, so diene ihm zum Troste, dass Herr Swoboda selbst S. 64, 65 z. B. ausserstande ist, die Erklärung solcher Unregelmässigkeiten wie eines Erinnerungsintervalls von 24 und 2×24 Tagen (neben dem 23tägigen) zu geben, während er doch S. 35 dieselben 24 Tage gerade zu denjenigen rechnet, welche nach seinen Beobachtungen von Erinnerungen besonders bevorzugt sind!

Jetzt noch, zur Vollendung seines wissenschaftlichen Charakterbildes, einige Lichtstrahlen aus seinen Werken:

„Die Venus (bei einer vorausgesetzten Umlaufszeit von zirka 23 Stunden) ausschlaggebend für den Ausbruch der sexuellen Neurosen! Welcher Ausblick!"

„Wenn der Mann von einem andern Weltkörper stammte als das Weib, was liesse sich damit alles erklären!"

4*

„Die Neurasthenie ist die Lebensarmut des Mannes, die Hysterie die des Weibes.“

„Die Materie befindet sich im Zustande des grössten Elends“; sie „wird durch das Leben erlöst.“

„Eine je ausgesprochenere Entwicklung jemand durchmacht, desto zeitloser wird er.“

... „Nur unser bewusstes Leben spielt sich in der Zeit ab, die Entwicklung vollzieht sich zeitlos.“

„Diese Welt ist wirklich nur zum Zeitvertreib.“

Wer denkt hierbei nicht an den zweiten Teil von „Geschlecht und Charakter“ und die „Letzten Dinge“ Weiningers? Gleich und gleich gesellt sich gern! Köstlich ist auch, wie die beiden Freunde, Salonmagier und Thaumaturgen aus innerem Beruf, die Fliess entwendeten Künste allsogleich marktschreierisch übertreiben: Weininger ist es immer gelungen, aus einer Reihe ihm vorgelegter Frauenbilder die für den jeweiligen Befrager Schönste herauszufinden; und Swoboda bestimmt, wenn ihm Jahr und Monat bekannt sind, unfehlbar den Tag der Geburt!

In unserer Rechenschaft über Swoboda ist, und zwar aus innerer Notwendigkeit, bereits auch die Kritik ausreichend zu Worte gekommen; denn über gewisse Dinge zu berichten, ohne eine Satire zu schreiben, ist nicht nur schwierig, sondern geradezu unmöglich. Jeder dürfte nach dem Bisherigen ohne weiteres Freuds Wort aus seinem ersten in Sachen Weininger an Fliess geschriebenen Briefe beistimmen, dass *Swobodas Entdeckung vielmehr Fliess' Ideen aufgreift.* Immerhin aber haben wir die Verpflichtung, seine Stundenperioden noch einer besonderen, eingehenden Prüfung zu unterziehen, weil mit ihnen nicht nur das ganze wissenschaftliche System (wenn dieser Ausdruck noch erlaubt ist), sondern auch die wissenschaftliche Ehre ihres Urhebers steht und fällt. Fände sich nämlich, dass an dem 23- und 18stündigen Intervall (oder an dem ersten allein) auch nur irgend etwas Wahres wäre, so läge ein unbestreitbares Verdienst Swobodas vor, und ihm müsste, wie viel er auch sonst gegen Fliess und die Wahrheit gefehlt hat, viel vergeben werden. Ist aber die Richtigkeit dieser Entdeckungen nicht nur unbewiesen, sondern überhaupt

unbeweisbar, so ist er endgültig als ein Plagiator von geradezu peinlicher Perversität entlarvt.

Fürs erste wäre nun zu sagen, dass weder ich noch sonst jemand, den ich kenne, je eine Beobachtung gemacht hat, die den Swobodaschen Behauptungen irgendwie als Bestätigung dienen könnte. Sodann aber, was schwerer ins Gewicht fällt, dass das von dem Entdecker selbst beigebrachte Material nichts weniger als beweiskräftig ist. Er muss einräumen, dass man schon im Besitze seines sog. Präzessionsgesetzes sein müsse, um es aus seinen Tagebüchern herauslesen zu können, und dass die Stundenintervalle keineswegs mit wünschenswerter Genauigkeit auftreten, vielmehr Abweichungen von Viertel-, halben Stunden und mehr aufweisen und auch individuell verschieden sind. Die paar Notizen werden nur auszugsweise wiedergegeben, so zwar, dass gerade das Wichtigste, Periodenkonstituierende, nämlich sexuelle Akte, wegbleiben! Welche Gewähr gibt es ferner dafür, dass die Zeit der nächtlichen Phänomene, besonders der Träume, genau fixiert ist oder auch nur fixiert werden könnte? Eine sehr geringe, wie er selber zugesteht, oder vielmehr gar keine. Aber gerade so seltsame und unwahrscheinliche Behauptungen erfordern eine umfangreiche und exakte Bewahrheitung. Swoboda scheint selbst zu fühlen, dass die wenigen in seiner ersten Veröffentlichung mitgeteilten Fälle nichts beweisen; aber trotz aller grossen Worte über seine vielen noch zurückbehaltenen Beobachtungen ist die Sache in der Habilitationsschrift um kein Haar besser geworden. Die Beispiele sind zwar beträchtlich vermehrt, beziehen sich aber zum allergrössten Teil auf die Fliessschen Perioden, an denen wir ja gar nicht zweifeln. Die Induktion für die Swobodaschen Stundenzyklen bleibt so unzulänglich und unsicher wie zuvor. Den Anspruch vollends, durch Kombination von Stunden- und Tagesspatien irgend etwas dartun oder erklären zu wollen, müssen wir entschieden zurückweisen, solange über die gegenseitigen Beziehungen derselben und den Sinn ihrer Zusammenfassung keine Rechenschaft gegeben werden kann; denn welches Intervall könnte auf diese Weise überhaupt nicht gedeckt werden?

Schliesslich aber, warum sollten sich Erinnerungen denn auch nicht nach diesen Stunden und Tagen, ja nach jeder beliebigen

Frist einstellen können? Nur käme es dann in jedem Falle Herrn Swoboda zu, nachzuweisen, dass die Assoziation ausgeschaltet sei.

Je leichter es ist, Hypothesen zu fingieren, um so drückender kann unter Umständen die Beweislast werden. Unser Nachentdecker verwickelt sich in Schwierigkeiten, aus denen es kein Entrinnen gibt. Da er zwei Stundenintervalle hat, eins von 23 und eins von 18 Stunden, so muss offenbar, da beide Zahlen nur 1 zum gemeinsamen Teiler haben, der Stundengrösse eine gegenständliche Bedeutung für das Leben zukommen. Worin in aller Welt sollte diese aber bestehen? Tag und Jahr sind natürliche Einheiten, die Zeitmasse für die Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne; die Erscheinungen des Lebens hängen aufs genaueste mit ihnen zusammen, ja können ohne Beziehung auf sie gar nicht gedacht werden. Die Stunde dagegen ist ein vollkommen willkürlicher Bruchteil des Tages. Hätte sich anstatt des uralten Doppel-Duodezimalsystems die entsprechende Dezimaleinteilung durchsetzen können, wie sähe es dann mit Herrn Swobodas männlichem Stundenzyklus aus? Offenbar betrüge er alsdann $19^1/_6$ Stunden, eine wirklich recht ungereimte Sache. Denn gerade darauf, dass der zugrunde gelegte Massstab ein genaues Vielfaches der Zeiteinheit ist, beruht seine Bedeutung, seine Brauchbarkeit und innere Wahrscheinlichkeit. Sollten sich denn wirklich für das so vielfach in Anspruch genommene Doppelintervall von alsdann $38^1/_3$ Stunden viele Gläubige finden? Wie liessen sich wohl durch empirische Beobachtung die Minuten festlegen? Dieser durch die Natur der Sache handgreiflich nahegelegte Einwand ist so vollkommen durchschlagend, dass der Bankerott der Nachentdeckung schon dadurch unvermeidlich wird. Wunderbar, nein vollkommen unbegreiflich ist es, dass Swoboda diese höchst einfache Erwägung nicht selbst angestellt hat, sondern erst nach Jahr und Tag von Herrn Universitätsprofessor Alois Höfler darauf aufmerksam gemacht werden musste (Studien, S. 37)!

Niemand weiss, am wenigsten unser Periodenrechner selbst, wie es mit der Länge der Stundenspatien eigentlich steht. Bald sollen sie auf die Minute stimmen (im Fall 40 der „Stu-

dien" geht sogar der Unterschied der Ortszeit zwischen Karlsruhe und Paris in die Rechnung ein), bald ist („Perioden" S. 44) von der Dezimalstelle die Rede, „bis zu welcher man die Dauer einer Periode etwa ausrechnet". Er spielt doppeltes Spiel. Stimmt die Rechnerei zufällig einmal, betont er triumphierend ihre Exaktheit; sind aber, wie fast immer, die Tatsachen nicht so gefällig, seine Flausen zu bestätigen, so heisst es in demselben hohen Ton, die Biologie vertrage keine Kleinzügigkeit. Sie habe, wie überhaupt jede Wissenschaft, ihre eigene Evidenz und könne nur von jenen betrieben und verstanden werden, welche für diese Art Evidenz empfänglich seien. Das sei aber ... nicht die von Zahlen (ebd.). Lächerlich wäre es, wollten wir mit einem solchen Scharlatan etwa über das Irrationale rechten, einen Begriff, dem, wie wir an anderer Stelle zeigen wollen, bisher nicht einmal die grössten Meister völlig gerecht geworden sind. Wir wissen ja, dass es für einen Swoboda geradezu eine Lebensfrage ist, im Trüben zu fischen; sucht er doch sogar die reine Quelle, aus der er schöpft, zu verunreinigen, indem er gelassen erklärt (S. 121), es sei von vornherein sicher, dass die Perioden nicht durch Kalendertage ohne Rest teilbar seien! Um nunmehr diesem unwürdigen Gaukelspiel, welches schon zu lange die Wissenschaft schändet, ein Ende zu bereiten, weisen wir ihn darauf hin, dass seine Forscherehre und -Existenz an die bedingungslose Exaktheit der 23stündigen Periode geknüpft ist, da nur unter dieser Voraussetzung der Übergang zu Fliessens 23 Tagen, worauf ihm doch alles ankommt, denkbar erscheint. Nun werden wir aber belehrt, es sei kleinzügig, dergleichen Exaktheit (abgesehen doch wohl von besonderen Fällen) verlangen zu wollen. Unempfänglich wie wir einmal für die „eigene Evidenz" der Swobodaschen Biologie sind, können wir also nicht begreifen, wie ihr Urheber unabhängig von Fliess zu dessen männlicher Periode gekommen sein soll und erklären ihn deshalb für einen plumpen und dreisten Plagiator.

Dass wirklich die lebendigen Vorgänge in Verbänden von g a n z e n Tagen und gar von 23 ganzen Tagen ablaufen, wäre ihm nie eingefallen, wenn er es nicht durch Fliess vernommen hätte. Denn Swoboda hatte gar keine Ahnung von dem natür-

lichen Mass des Tages. Er hantierte mit seinen Stunden, ohne zu bemerken, dass das Stundenmass nur von den Menschen erfunden ist und gar keine Anlehnung an Naturvorgänge besitzt. Woher nahm er also das Recht, ganze Tage aus seinen Stunden herzustellen? Fliess hat früh die ausserordentliche Genauigkeit beobachtet, mit der die lebendigen Vorgänge in ganzen Tagen sich vollziehen und hatte das in seinem Buche von 1896 auch betont, wo er Goethes Lebenszeit, der Mittags geboren wurde und Mittags starb, zu 1077. 28 ganzen Tagen bestimmen konnte. Fliess war also durch seine Beobachtungen von vornherein zu der Annahme gezwungen worden, dass die 23 und 28 Lebenstage ganze Tage bedeuteten. Swoboda aber erfand die 23 Stunden, um sie durch Multiplikation mit 24 im Handumdrehen in 23 ganze Tage zu verwandeln.

Gerade die Exaktheit seiner Beobachtung hat Fliess zur weiteren Entwicklung seiner Entdeckungen geführt. Indem er nach der Herkunft der Reste forschte, die sich nach Division einer Anzahl von Lebenstagen durch 23 oder 28 fanden, gelang es ihm schliesslich, die Bedeutung der Koeffizienten von 23 und 28 zu erfassen und damit den Ausgangspunkt für alle weiteren Ergebnisse zu gewinnen. Für den wahren Forscher ist nichts klein genug, um nicht gross sein zu können!

Sollen wir schliesslich noch ein Wort über das weibliche 18 Stunden-Intervall und sein Verhältnis zu dem entsprechenden der 28 Tage sagen? Da die erste Zahl 3, die zweite 7 als eigentümlichen Teiler hat, ist eine Superposition der kleineren Wellen, geschweige eine so einfache Konkordanz wie im Bereiche der 23 hier ausgeschlossen. Warum das so sein muss, warum der weibliche Stundenzyklus kleiner, der Tageszyklus aber grösser ist als der entsprechende männliche, ist vollkommen unerfindlich. Wollte man noch gar wissen, wie sich bei den angeblich beobachteten Abweichungen von $17\frac{3}{4}$, $17\frac{1}{2}$ Stunden die Sache stellt, so gäbe es darauf nur die Antwort, „die Zahl der noch zu machenden Entdeckungen dürfte nicht klein sein“. Nun könnte man ja sagen: wie die 23 Stunden ein Spiegelbild der 23 Tage sind, so entsprechen natürlich die 18 Stunden dem in der Tat oft vorkommenden Intervall von

18 Tagen; die Bedeutung dieses Spatiums beruht freilich nicht darauf, dass 23 . 18 = 18 . 23 Stunden = 17 Tage 6 Stunden ist, sondern dass, was Swoboda natürlich nicht ahnt, 18 = 2 . 23 — 28 ist. Aber die Sache liegt viel einfacher. Die 18 Stunden sind nichts weiter als der „Ersatz" für die in der Psyche „verdrängten" 28! Ich zweifle keinen Augenblick, dass Swoboda sich auch für diese letzteren nicht nur Material, sondern auch Gläubige hätte verschaffen können, aber offenbar fürchtete er, weniger suggestibeln Lesern einen unerwünschten Einblick in die Genesis seiner Afterperiodik zu gewähren.

Nun brauchen die von ihm beigebrachten Tatsachen keineswegs darum falsch zu sein, weil ihre Verknüpfung und Erklärung unhaltbar ist. Für die Beurteilung der Träume z. B., auf die sich die weitaus meisten seiner Beispiele beziehen, ist die klassische Stelle bei Fliess S. 195 f. massgebend, wo über die an periodischen Tagen auftretenden Angstvorstellungen und ängstlichen Träume gehandelt wird — selbstverständlich vorbildlich für den nunmehr überführten Plagiarius. Übrigens, wie stellt sich dieser zur Pflanzenwelt, für die er doch auch periodische Entwicklung anerkennen muss? Will er auch hier die Physis aus der Pflanzenseele begreifen? Phantasmen, sobald sie sich an der Wirklichkeit der Dinge zu messen haben, müssen eben dann ihre Nichtigkeit blossstellen; Swobodas „Gedankengebäude", bei dem, was unten hätte sein sollen, zu oberst gekehrt ist, diese zugleich dreiste und klägliche Contrefaçon des Fliessschen, stürzt zusammen wie ein Kartenhaus.

Wenn wir dem Vogel die fremden Federn ausrupfen, was bleibt übrig? Nicht einmal für die Verkehrtheiten, z. B. die Stundenintervalle, dürfen wir ihm eigentliche Originalität zugestehen, insofern er ihre Zweiheit und die Zahl 23 direkt entlehnt, und die 18 aus der 28 nur umgemodelt hat. Vielmehr ist er durchaus jenen Kriminellen zuzuzählen, die Wertstücke, zu denen sie auf unrechtmässigem Wege gelangt sind, in veränderter Fassung wieder in Umlauf setzen. Was Herr Swoboda entdeckt hat, ist nur das, dass bei Fliess etwas zu holen sei; sonst hat er den Periodizitätsgedanken, soviel an ihm lag, nur diskreditiert und verpfuscht. Das Buch desselben, wie er nicht

ohne Zynismus an den Verfasser schreibt (wir kommen gleich darauf), kennt er ziemlich genau, so genau, dass er gewisse Unvollkommenheiten daran sklavisch kopiert. Die weitere Analyse der Koeffizienten von 23 und 28, auf die Fliess vorläufig noch nicht eingegangen war, erklärt er kurzerhand für belanglos, ohne Ahnung davon, welche entscheidende Wendung er damit abweist; die Fehlergrenze von einem Tage übernimmt er unbesehen, als Dogma, weil Fliess sie damals, als er mit seiner Untersuchung erst begann, nicht hatte entbehren können; ohne weiteres, als verstünde sich das von selbst, akzeptiert er den Analogieschluss vom „individuellen" Menstruationsintervall auf das entsprechende Periodenspatium; denn Fliess hatte S. 174 auch einmal diesen Gedanken gestreift! Mit Ungeduld wartet er auf dessen neuestes Werk und sucht den Erscheinungstermin zu erkunden; war er doch längst zu Ende mit seinen Gedanken, die sich immer im selben Kreise mit denselben Phantomen herumdrehten und dringend neuer Auffrischung bedurften! Es liegt auf der flachen Hand, dass seine Habilitationsschrift gegen die frühere nicht den leisesten Fortschritt aufweist, wenn man als solchen nicht etwa die Tatsache gelten lassen will, dass nun wenigstens einige Beispiele eine Jahreszahl aufweisen — weil nichts mehr verhehlt zu werden braucht. Während bei Fliess, wie ich aus eigner Erfahrung weiss, fast jede Woche neue Anschauungen und Errungenschaften zu bringen pflegte, ist an jenem mehr als ein Jahr völlig spurlos vorübergegangen. Allerdings hat der echte und einzige Entdecker denselben Zeitraum auf die rechnerische Bewältigung eines komplizierten Falles verwenden müssen: wer aber möchte dem Nachgänger derartiges zutrauen? Sollte übrigens Herr Swoboda aus dem „Ablauf des Lebens" inzwischen einiges nachentdecken, so dürfen wir nach unserer gegenwärtigen Vindikation uns wohl der Hoffnung getrösten, er werde nicht nur Zeit und nähere Umstände seines Fundes aufs genaueste angeben, sondern auch das früher Versäumte getreulich nachholen.

Freuds Wort über Weininger: „Stehlen ist nicht so leicht" bewahrheitet sich an Swoboda noch um so viel drastischer,

als es sich in seinem Falle nicht sowohl um einen Einbruch, etwa mit zurechtgemachtem Schlüssel, handelt, sondern um offenes Forttragen und räuberisches Ansichreissen einer Gedankenwendung, welche im höchsten Grade den Stempel der Eigenart ihres Urhebers an sich trägt. Fern sei es von uns, dem angehenden akademischen Lehrer mit pathetischen Hinweisen auf die Wahrheit, deren Dienst er sich gelobt, beschwerlich zu fallen: möge er sich doch darüber klar werden, dass nunmehr schlechterdings alles für ihn verloren ist. Die Rückzugslinie wollen wir ihm aber noch markieren, die für einen Patienten und Schüler Freuds immer offen bleibt. Was wir oben für sein 18stündiges Intervall andeuteten, gilt offenbar für seine ganze Periodenphantastik: es hat bei ihm, unter der suggestiven Mitwirkung des Weiningerschen Plagiats, eine psychopathologische „Verdrängung", wie er in der Kur bei Freud gelernt hat, stattgefunden, und dafür ein neurotischer „Ersatz" sich eingestellt. Diesen Verdrängungen nachzugehen und sie wieder rückgängig zu machen, ist ja das Wesen der psychoanalytischen Behandlung nach Freud (vgl. Breuer und Freud, Studien über Hysterie. Leipzig und Wien 1895). Eine derartig komplizierte Psyche hat eben zur Voraussetzung jene bekannte Doppel-Persönlichkeit; fügen wir hinzu, dass dazu auch eine Moral mit doppeltem Boden gehört.

Mit dieser Klarstellung über Swoboda hoffen wir nicht nur allerlei kritischen und unkritischen Journalen, die sich kritiklos für ihn eingesetzt haben, nachträglich gute Dienste zu leisten, sondern auch sonst noch manchem, der bisher nicht in der Lage war, den wirklichen Zusammenhang der Dinge zu übersehen. Wenn Herr Lucka z. B. sein Buch über Weininger, darin dem Beispiel seines Freundes folgend, in weiteren Auflagen herausgeben sollte, wird er es hoffentlich fortan vermeiden, Swobodas Plagiat zur Stütze des Weiningerschen heranzuziehen.

Nicht ohne Humor ist es, dass wir auch diesem Abschnitt einen Briefwechsel anfügen müssen, um im voraus der Dreistigkeit und Arglist des Räubers zu begegnen, dem es gelungen war, die Ahnungslosigkeit und das gutgläubige Vertrauen sogar des von ihm Beraubten selbst für kurze Zeit zu täuschen. Einige

Zeit nach dem Erscheinen der „Perioden“, Anfang 1904, übersandte sie nämlich ihr Verfasser an Fliess mit folgender Karte:

Gestatten Sie, verehrter Herr Doktor, dass ich Ihnen durch Übersendung dieser Schrift die Hochachtung zum Ausdruck bringe, mit welcher mich Ihre Forschungen erfüllt haben.

Dr. jur. et phil. Hermann Swoboda,
Leutnant i. d. R. des 5. Festungs-Artillerie-Regiments,
Wien VIII, Jacquingasse 18.

Fliess liest sehr wenig; man kann sagen, dass die Spontaneität bei ihm die Rezeptivität zuweilen fast ganz zurückdrängt. Gewohnt, auf völlig unbetretenen Wegen Zielen entgegenzustreben, die noch nie jemand ins Auge gefasst hat, ist er ganz davon zurückgekommen, die Literatur, die für ihn in Betracht kam, mit anderem als nur flüchtigem Blick zu streifen; denn regelmässig, wenn er Vorgängerschaft erwartete, war Enttäuschung sein Los. In dem ihm von dem Wiener Autor übersandten Buche glaubte er nun zu seiner Genugtuung ein Anzeichen dafür sehen zu dürfen, dass die neuen Gesichtspunkte, die er der Welt gezeigt hatte, ohne bisher Beachtung, geschweige Verständnis zu finden, doch endlich, nach 7 Jahren, von einem Mitgänger aufgenommen worden seien. Denn da er von der Existenz von „Geschlecht und Charakter“ so wenig wie von den Beziehungen Freud-Swoboda-Weininger irgend welche Ahnung hatte, dachte er an keinen Nachgänger. Als er Swobodas Buch in die Hand bekam, wollte er gerade mit seiner Gattin ein Konzert besuchen. Er nahm es mit und schnitt, als man sich nachher eine kleine Erfrischung gönnte, ein paar ihn betreffende Seiten und natürlich noch einige andere auf und blätterte darin. Die nächsten Tage hatte er sehr viel im Beruf zu tun, kam nicht zur Lektüre, und endlich musste er dem Verfasser doch danken. Es war abends spät, er war schon müde, blätterte wieder und machte sich, was er nur selten tut, fast mechanisch ein stenographisches Konzept, gleichsam als Probezug, ob er den Brief noch schreiben könnte. So entstand folgende Antwort:

Berlin, 29. Januar 1904.

Verehrter Herr Doktor,

meinen herzlichsten Dank für die Übersendung Ihres fesselnden Buches, in welchem das Periodenproblem in eine vielfache und teilweis neue Beleuchtung gerückt wird.

Es wird Sie interessieren zu hören, dass ich nach siebenjähriger Arbeit mit der Abfassung eines Buches beschäftigt bin, das die Biologie auf eine rechnerische Grundlage zu stellen bestrebt ist. Dort werden Sie die meisten von Ihnen bemängelten Unvollkommenheiten des ersten Buches, z. B. die Vielzahl der Perioden, das nicht genaue Stimmen der Termine (± 1 Tg.) beseitigt finden. Es stimmt Alles. Sie werden auch sehen, was hinter der Periodizität steckt, und wie sie tatsächlich in alle Phänomene des Lebens eingreift. Ich habe schon bei der Abfassung meines Ihnen bekannten Buches, wo die Entdeckung bei mir erst einige Monate alt war, die Angstvorstellung und die Angstträume als periodische Phänomene beschrieben (S. 195). Sehr bald aber bin ich weiter gekommen, habe aus der Geschichte hervorragender wissenschaftlicher Entdeckungen nachweisen können, wie sie auf einen Termin fallen, und bin dann sogar mit meinem Freunde Prof. Freud in Streit geraten, der den Einfluss der Periodizität auf die psychischen Phänomene leugnet. Ich glaube a fortiori mit Ihnen, dass es freisteigende Vorstellungen gibt, und dass die Tage der Alleinherrschaft assoziativer Psychologie gezählt sind. Über die 18- und 23stündigen Perioden vermag ich im Augenblick nichts zu sagen, als dass ich beobachten will. Dass aber die Phase von jedem beliebigen, durch ein äusseres Vorkommnis belasteten Tag aus sich nach 23 oder 28 Tagen wiederholt, ist mir bisher unbekannt geblieben. Ich glaube, die von Ihnen dafür angeführten, an sich völlig richtigen Tatsachen dürften einer anderen Deutung fähig sein, die Sie in meinem neuen Buch dargelegt finden werden. Jedenfalls freue ich mich, in Ihnen einen gleichstrebenden Forscher gefunden zu haben, den ich mit diesen Zeilen freundlichst begrüssen darf.

Ihr ergebener

Wilhelm Fliess.

Nicht ohne Absicht haben wir oben Fliess in Beziehung zu Robert Mayer gesetzt. Denn so wie der Heilbronner Physiker durch Höflichkeit und Entgegenkommen gegenüber seinen Nachentdeckern und Feinden sich vieles unnötigerweise vergab, ebensowenig kann dem Berliner Forscher in diesem Falle der Vorwurf erspart werden, dass er die gebotene Vorsicht ausser acht gelassen und, verführt durch ein halbes und nichts weniger als ehrliches Wort des Lobes, dem Ehrenräuber geradezu in die Hände gearbeitet hat. In der Tat gehört es

zu den pikantesten und paradoxesten Vorkommnissen der Geschichte der menschlichen Entdeckungen, wie ein Menschenkenner sich so gröblich irren konnte, der an Intuition und psychologischem Tiefblick schwerlich hinter irgend jemand zurücksteht, andrerseits aber insofern unwidersprechliche Überlegenheit bekundet hat, als er ja gerade das, was man im engern Sinne „Menschenkenntnis“ nennt, zum ersten Male auf tiefste wissenschaftliche, nämlich biologische, Fundamente gestellt hat. Wir können daraus nur schliessen, dass Fliessens Herz immer noch besser ist als sein Kopf. Was das aber besagen will, möge danach beurteilt werden, dass wir seine Verdienste um die Biologie unmöglich niedriger einschätzen können als diejenigen Mayers um die Physik. Swoboda freilich ahnt nicht, mit wem er es zu tun hat; davon gibt sein weiterer Briefwechsel mit Fliess ergötzliche Kunde. Um unsere Darstellung nicht mit zu viel Material zu belasten, aber auch nichts vermissen zu lassen, was auf diesen Fall Bezug hat, drucken wir den Rest im Anhang ab. Dort kann man nachlesen, wie der Plagiarius nach etwa anderthalb Jahren, von innerer Unruhe getrieben, den von ihm Geplünderten abermals ankorrespondiert; denn Fliess' Buch machte ihm grosse Sorge. Abgesehen nämlich von allerlei Unerwünschtem, was es sonst bringen konnte, musste ihm schon die Wiederbeseitigung der Fehlergrenze von 1 Tag, die er aus dem ersten Buch ohne weiteres annektiert hatte, recht fatal sein; er selber hat „seit zwei Jahren“ nichts hinzuentdeckt als einen — Periodenschieber! Höchst amüsant ist es nun, wie Fliess mit höflicher Ironie dieses Instrument mitsamt dem daran hängenden Vorschlag zu einer Versicherung auf Gegenseitigkeit kurz von sich weist; wie Swoboda (nachdem er inzwischen, wie oben erzählt, seinen Freund Wolf zu Sondierungszwecken ausgesandt,) sich wieder mit seinen „Studien“ herandrängt und schliesslich auf die an die Danksagung anknüpfende nochmalige Reklamation von Fliess mit geradezu grotesker Arroganz, ja Impertinenz, antwortet.

Nach dieser Erfahrung verzichtete Fliess auf weitere Einlassung, und auch für uns ist Herr Swoboda nunmehr abgetan. Wir sind am Ziele. Ob wir's erreicht, ob wir die gegen das Freundespaar erhobene Anklage gerechtfertigt haben,

stellen wir ruhig allen ehrliebenden und urteilsfähigen Lesern zur Entscheidung anheim. Gewaltiger als unsere Darstellung überhaupt vermöchte, wird der „Ablauf des Lebens“ gegen jene zeugen: auch der Blödeste kann dort mit Händen greifen, auf welcher Seite die wahre, und auf welcher die vorgetäuschte Schöpferkraft ist. — Unter den mancherlei zu unserer Kenntnis gekommenen Entwendungsversuchen geistigen Eigentums ist dieser Doppelfall einer der merkwürdigsten eben schon in seiner Eigenschaft als sozusagen Zwillingsplagiat: denn durch die Bekanntschaft mit den beiden biologischen Grundgedanken desselben Bahnbrechers und Entdeckers wurden bei zwei in derselben wissenschaftlichen Sphäre vertraut zusammen lebenden Freunden Keime einer verbrecherischen Anlage befruchtet, um alsbald zu jener Doppelmissgeburt auszuwachsen, welche uns auf diesen Blättern beschäftigt hat. Was den beiden jungen Leuten, Psychologen ihres Zeichens, gebrach, war eben nichts Geringeres als Psychologie selbst, insofern sie nach deren eigener ausdrücklicher Forderung Menschenkenntnis und Sinn für das Typische in sich schliesst. Weininger und Swoboda wussten nicht, an wessen Eigentum sie sich vergriffen.

Wenn die Errungenschaften der grossen Physiker die unbeschränkte Tragweite für sich haben, uns im All orientieren, und gewissermassen den Rahmen liefern, innerhalb dessen alles Naturwalten sich vollziehen muss, so erschliesst uns Fliess das Gebiet, welches im Mittelpunkt unsers Interesses steht, das Reich der Lebenserscheinungen. Er enthüllt uns die Normen unsers Seins, unsers Werdens und Vergehens; er liefert uns den Schlüssel zur Kenntnis unsrer selbst und unserer Betätigungen, der nie versagt. Was Lagrange von dem Begründer der Dynamik rühmt, dass „ein ausserordentliches Genie dazu gehörte, die Naturgesetze in Erscheinungen zu entwirren, die man stets vor Augen gehabt hatte, deren Erklärung aber nichtsdestoweniger den Nachforschungen der Philosophen immer entgangen war“, — das muss auch für den Schöpfer der exakten Biologie Gültigkeit haben. Und einem solchen Manne wollen die Früchte seiner gewaltigen Arbeit ein paar unreife neurotische Fasler, der eine entwenden, der andre entwinden?

Anhang.

Wien, am 12. Mai 1905.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir gütigst die Anfrage, wann das Buch beiläufig herauskommen wird, dessen Erscheinen Sie in Ihrem liebenswürdigen Schreiben vom Jänner des Vorjahres in Aussicht stellten. Der Grund für diese meine Neugierde ist folgender.

Ich bediene mich bei meinen Periodenberechnungen schon seit zwei Jahren eines von mir konstruierten Schiebers, der sehr handlich ist und die zu den Rechnungen erforderliche Zeit auf ein Minimum herabsetzt. Bei dem immer weiter greifenden Interesse für die Perioden, dem sich aber die Langwierigkeit der Berechnungen nach allgemeiner Klage lähmend in den Weg legt, habe ich mich entschlossen, diesen Schieber in einer grossen Auflage herstellen zu lassen und in Verkehr zu setzen; nebst einer Gebrauchsanweisung und einer kurzen Notiz über die Bedeutung der Periodizität mit Hinweis auf unsere bei Deuticke erschienenen Schriften.

Nun glaube ich, dürfte der Zeitpunkt für die Ausgabe des Schiebers am besten anzusetzen sein nach dem Erscheinen Ihres neuen Werkes, in welchem Sie vielleicht auch auf dieses praktische mechanische Hilfsmittel hinweisen könnten; umgekehrt könnte man in der Gebrauchsanweisung auch gleich auf Ihr neues Werk verweisen.

Ich bin natürlich gerne bereit, Ihnen einen solchen Schieber zur Ansicht zu übersenden. Die Herstellung kann nicht lange dauern. Deuticke wird, glaube ich, ganz gerne den Vertrieb übernehmen, sowie die Versendung einer Anzeige an alle Ärzte u. dgl.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

IX. Beethoveng. 4. Dr. Hermann Swoboda.

Berlin, 14. 5. 05.

Sehr geehrter Herr Doktor,

Mein Buch hoffe ich in diesem Sommer zu vollenden, kann Ihnen aber einen genauen Termin für sein Erscheinen noch nicht bezeichnen.

Indessen bitte ich Sie, Ihre Publikation in keiner Weise davon abhängig zu machen, da die Gestalt meiner Ergebnisse die Anwendung eines Periodenschiebers erübrigt.

Mit vorzüglicher Hochachtung
W. Fliess.

Wien, am 15. Juni 1905.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Nach Empfang Ihres liebenswürdigen Schreibens in Angelegenheit des Periodenschiebers kam mir die Idee, dass Sie von meiner zu Ende des vorigen Jahres erschienenen, hauptsächlich den Philosophen zugedachten Habilitationsschrift doch der Abschnitt über Assoziationen und Perioden interessieren wird, und ich erlaube mir daher Ihnen dieselbe zu übersenden.

Ihr hochachtungsvoll
ergebener

IX. Beethoveng. 4. Dr. H. Swoboda.

Berlin, 22 Juni 05.

Sehr geehrter Herr Doktor,

für die freundliche Übersendung Ihres Buches „Studien zur Grundlage der Psychologie“ danke ich Ihnen bestens.

Ihren Standpunkt, dass von einem beliebigen, nur durch ein äusseres psychisches Trauma betonten Tag Perioden ausstrahlen können, vermag ich nicht zu teilen. Doch sind die Wege zur Erkenntnis mannigfach, und erst die Zukunft wird entscheiden, welcher ans Ziel geht. Da Sie von meiner vorjährigen brieflichen Berichtigung, dass bereits meine erste (Aug. 96 beendigte) Darstellung über die Periodizität aller Lebenserscheinungen auch die psychischen Phänomene einschliesst, bislang keine Notiz genommen haben, so erlaube ich mir diesen Hinweis zu wiederholen. Auf S. 195 ist der ängstlichen Träume und ängstlichen Vorstellungen als periodischer Phänomene gedacht.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Fliess.

Wien, am 28. Juni 1905.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir auf eine etwas vorwurfsvolle Stelle Ihres letzten Schreibens eine kurze Erwiderung.

Ich kenne Ihr Buch ziemlich gut und natürlich auch S. 195, ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, dass Ihre Darstellung die Periodizität

aller Lebenserscheinungen einschliesst. Wenn ich aus Ihrem ersten Schreiben vom Jänner des Vorjahres ersehen hätte, dass Sie Wert darauf legen — heute freilich lese ich diesen Brief ganz anders — so hätte ich in meiner zweiten Schrift eine bezügliche Bemerkung gemacht. Auch ohne die Seite 195 wären die ps. Perioden in Ihrem Buch enthalten. Ich erwähne doch selber an einer Stelle, dass vom Standpunkt des psychophysischen Parallelismus bei der Feststellnng physischer P. auch die psychischen höchstwahrscheinlich werden.

Aber Sie werden doch zugestehen, dass mit einem solchen Enthaltensein für die Wissenschaft nur dann etwas getan ist, wenn es sich um eine rein logische Abfolge handelt. So stehen die Sachen bei den ps. Perioden doch nicht. Die Psychologen haben sich um Ihr Buch nicht gekümmert, keiner von den mir bekannten Lesern des Buches ist auf die Idee verfallen, die Periodizität normalpsychologischer Phänomene zu beobachten, und ich glaube, Sie hätten selber a priori Bedenken getragen von der Periodizität ängstlicher Träume auf die musikalischer Vorstellungen zu schliessen. Bei psychischen Phänomenen mit so starker Beteiligung des Körpers wie bei der Angst ist die Periodizität des psychischen Teilphänomens freilich nahezu selbstverständlich. Bei anderen Phänomenen (ganz gewöhnlichen Sinneswahrnehmungen), wo die Beteiligung des Organismus ein logisches Postulat nnd keine Erfahrung ist, muss man sich erst durch Beobachtungen von der Periodizität überzeugen. Es genügt nicht, dass diese Konsequenz irgendwo eingeschlossen ist, sondern man muss sich ihrer auch klar bewusst werden und sie aussprechen.

In den Keplerschen Gesetzen ist bekanntlich das Newtonsche Gravitationsgesetz eingeschlossen — wem hätte es in dieser Klausur genützt?

Das ist ja schliesslich der Weg der Wissenschaft: vom Geahnten, pauschaliter Gewussten zur gegliederten klaren Erkenntnis. Und zu diesem Endergebnis hat nie die Arbeit eines einzigen hingereicht.

Wir sind bei weitem nicht die ersten, welche Beobachtungen über Perioden anstellen. Der Anatom Henle hat über freisteigende musikalische Erinnerungen Bemerkungen gemacht — sie sind mir erst nachträglich zur Kenntnis gekommen, die mit den meinigen nahezu ad verbum übereinstimmen.

Er hat dabei an weiter nichts gedacht; wenn er meine „Perioden“ lesen würde, könnte er sagen: Das steht doch schon bei mir. Das ist doch das Kriterium besserer Bücher, dass in ihnen mehr steckt als sich der Autor selber im Augenblick der Niederschrift träumen lässt, dass sie mit anderen Worten der Ausgangspunkt einer selbständigen Entwicklung sind.

Die Macht über die Nachkommenschaft reicht nur bis zur emissio seminis. Dann gehen die Dinge ihren eigenen Weg, und man ist zur Rolle des Zuschauers verurteilt. Bei

der geistigen Produktion ist es ebenso. Will man nicht anregen, dann muss man posthume Werke schreiben.

Ich habe in meinem Buch eigens nachgelesen und denke, es ist die Stelle auf S. 7, welche Ihnen den Eindruck erweckt hat, als wollte ich Ihre Verdienste schmälern. Das war durchaus nicht meine Absicht. Ich werde den Sachverhalt bei nächster Gelegenheit zu Ihrer Zufriedenheit klarstellen.

Die Bekanntschaft mit Ihren Schriften hat mir so viel aufrichtige Freude verschafft, das darin enthaltene meinen Beobachtungen fast unzugängliche Material hat mich so vielfach angeregt, dass ich von allem Anfang grossen Wert darauf legte, mir dieses Vergnügen nicht durch persönliche Missverständnisse trüben zu lassen. Das Gebiet, auf welchem wir arbeiten, ist ja so gross, dass wohl für uns beide Platz ist.

Es würde mich sehr freuen, wenn diese offene Aussprache die Wirkung hätte, welche ich schon durch gelegentliche Bemerkungen in meiner ersten Publikation herbeiführen wollte; worin ich eben nicht gerade glücklich war.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. H. Swoboda.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

OCT 2 '78 H
524383 6
CANCELLED

DUE MAR 69 H
CANCELLED

SEP 21 1987 ILL
2077931
CANCELLED
SEP 29 1987

2810569
CANCELLED

OCT 2 '76 H
532225
CANCELLED
MAY 10 1977